Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 9 — **Marburg i. H., den 1. März** — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Grundgesetz des Geschehens — Rudolf Eucken. 3. Die Kritik des Naturalismus und des Intellektualismus — Die sinnliche Liebe in Hilligenlei — Die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich. Schluß — Die Bewegung gegen das Schulgesetz. Lose Betrachtungen — Die Heimarbeitausstellung in Berlin — Verschiedenes: Semlerlitteratur (Karo, Hoffmann, Gastrow, Zscharnack); Das Erlebnis und die Dichtung (Dilthey); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Grundgesetz des Geschehens

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen — denen, die nach dem Vorsatz berufen sind. Röm. 8, 28.

Wer dieses Wort dem Apostel mit voller Ueberzeugung nachsprechen kann, der hat die Welt mit ihrem Gram und Glück unter seinen Füßen und im Innersten ein sturmfreies Gebiet, das von ihren Wechselfällen und Gegensätzen nicht erschüttert werden kann, es sei Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Besitz oder Armut, Ehre oder Schmach. Und dieser innere Besitz ist etwas Sicheres und Gewisses: „Wir wissen.“ Glaube und Wissen ist hier Eins. Es ist der tragende Untergrund des christlichen Lebensmutes, nicht der Gipfel- und Höhepunkt des christlichen Selbstgefühls, der je und je erstiegen, dann wieder verlassen würde. Das geht, wenn es nicht in der Natur der Sache läge, schon aus dem Zusammenhang hervor.

Paulus sagt das große Wort, das in unseren deutschen Testamenten in Sperrdruck hervorgehoben ist — so beiläufig, als eine zugestandene Tatsache und unzweifelhafte Voraussetzung alles Weiteren. Im Grunde ist ja auch der Satz an sich ein logisch einleuchtender und bündiger Schluß: Wer mit Gott befreundet ist, wer Gott und seinen Willen, seine Ehre, seine Sache in allen Dingen sucht, der befindet sich in Harmonie mit der großen Weltordnung, d. h. der Regierung Gottes; die Bewegungen und Zusammenhänge des Weltgeschehens im Großen wie im Kleinen sind mit ihm verbündet, wogegen umgekehrt der von anderen, selbstischen, weltlichen oder sinnlichen Beweggründen getriebene Mensch fort und fort gegen diese Ordnung anläuft und anstößt, daher auch von ihr gestoßen und schließlich zerbrochen wird.

Zu diesem Grundgesetze hat die Weltgeschichte — die im Grunde mit der Geschichte des Reiches Gottes Eins ist — in unendlichen Variationen den Kommentar geschrieben.

Aber das Geheimnis ist nun dies: was logisch einleuchtend und wahr ist, soll praktisch in unserem Leben zur Tatsache werden. Nur wenn man den Schlüssel hat, kann man das Schloß öffnen, nur dann funktioniert seine Mechanik. Den Schlüssel hat, wer tatsächlich Gott liebt, bei dem in tiefstem Grunde der Ton durchklingt: „Dich alleine ich nur meine.“

Kann der Mensch darüber bei sich ins Klare kommen oder nicht? Unermeßlich groß ist doch der Umfang des Begriffs „Gott lieben“, von der Gottinnigkeit der Mystiker an bis zu der nüchternen Pflichttreue des kategorischen Imperativs. Und gewiß hat jede Richtung und jede Schattierung des auf Gott gerichteten Fragens und Strebens ihr Recht und ihren Wert. Aber Etwas ists, was dieses Wort Jedem sagt und ans Herz legt, der es betätigen und erproben will: Jedermann weiß, was man im bürgerlichen Leben loyal nennt. So gibt es im Reiche unseres Gottes — das Alles umfaßt — eine Loyalität, ein Gefühl für das, was dem Willen und Gesetze Gottes entspricht, und eine Gesinnung, die es innerlich bejaht und betätigt, — nicht aus Zwang oder Furcht, sondern aus der innersten Ueberzeugung, daß sein Wille unser Heil und unser Leben ist. Was einem jeden denkenden Menschen da ahnend aufdämmert, das ist dem Christen ein seliges offenbares Geheimnis. Denn er weiß, daß er von diesem Gott nach seinem Vorsatz berufen ist, damit er an ihm seine Liebesgedanken durch Alles hindurch verwirkliche. Die Berufung durchs Evangelium ist ein Datum unsres Lebens, der Vorsatz und Ratschluß Gottes dabei ist unsre Verherrlichung, daß wir gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes (V. 29). Jenes erhebt das Ahnen zur Gewißheit, dieses erhebt die Loyalität zur Pietät, zur Kindesliebe; und auf der Höhe dieses Verständnisses kann der Christ sprechen (mit Tersteegen):

> Es ist mir herzlich lieb,
> daß du bist, der du bist,
> und daß mein ganzes Heil
> in deinen Händen ist.

J H

Rudolf Eucken

3. Die Kritik des Naturalismus und Intellektualismus

Naturalismus und Intellektualismus stellen umfassende Systeme dar, die alle Wirklichkeit und alles Leben sich unterwerfen wollen. Eucken entwickelt ihre Art in seinem Werk Die Einheit des Geisteslebens. Beide vertreten eine ausgeprägte Anschauung vom Geist. Dem Naturalismus stellt sich die Wirklichkeit als ein ungeheures Gewebe dar, in dem unendlich viele einzelne Elemente in gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen. In gesetzmäßiger Weise kommen Verbindungen zu stande, in gesetzmäßiger Weise lösen sie sich wieder. Aber diese Gesetzmäßigkeit ist an jeder Stelle kausal-mechanischer Art. Für ein eigentümliches Geistesleben mit besondern Kräften und Gesetzen ist hier kein Platz. Der Geist ist nichts weiter als passives Bewußtsein, der nur widerspiegelt, was ohne sein Zutun vorgeht. Das eigentliche Geschehen liegt durchaus bei einem ungeistigen Prozeß.

Der Intellektualismus beruft sich auf die Tatsache, daß Wirklichkeit im ausgeprägten Sinne Etwas ist, das nur durch die Wissenschaft zu stande kommt. So muß die Wirklichkeit innerhalb des Geistes liegen. Der Geist aber ist seinem Wesen nach logisches Sein. So löst sich dem Intellektualismus, namentlich in seiner Steigerung zum „Noetismus“, wie ihn das Hegelsche System repräsentiert, alle Wirklichkeit in einen logischen Prozeß auf. Alles ist Geist und Alles ist vernünftig geworden, die großen Gegensätze, die das Dasein zu durchziehen scheinen, die Gegensätze von Einheit und Vielheit, Aeußerem und In-

nerem, Gutem und Bösem, Welt und Ueberwelt, werden von dem einen Prozeß umfaßt und zu Gegenseiten eines Geschehens gemacht. Das menschliche Dasein ist gänzlich in den Prozeß eigefügt, der in rastloser Bewegung, allein getrieben von dem logischen Gesetz, in die Unendlichkeit fortschreitet. Weder kann es hier einen eigentlichen Widerstand noch eine Entscheidung aus Freiheit geben. Denn das gesamte Geschehen wird ja nicht getragen von den Individuen, die sich etwa erst zu entscheiden hätten, sondern von der Allmacht des absoluten Prozesses.

Die Kritik hat nach der reduktiven Methode zu prüfen, ob die Systeme des Naturalismus und Intellektualismus nicht zu ihrem Entstehen und Bestehen andere Kräfte voraussetzen, als sie gelten lassen. Das ist nun in der Tat der Fall. Zu bedenken ist zunächst, daß der Naturalismus nicht von Anfang an das menschliche Bewußtsein eingenommen hat, sondern erst geworden ist. Ganz andere Ueberzeugungen mußte er erst verdrängen, um selbst Platz zu bekommen. Der Mensch mußte sich für die von dem Naturalismus vertretenen Anschauungen erst entscheiden und entgegengesetzte in zäher Arbeit überwinden. Schon damit ergibt sich ein anderes Bild vom Geiste. Wenn der Naturalismus recht hat, daß der Geist Nichts ist als passives Bewußtsein, so ist nicht einzusehen, warum er nicht von Anfang an die Gedanken der Menschen sicher beherrschte, oder es läßt sich in keiner Weise sicher stellen, daß er immer im Besitz bleiben wird. Denn offenbar ist es bei der völligen Abhängigkeit des Geistes von einem ungeistigen Prozesse ganz unmöglich, daß zu einer Zeit im Bewußtsein völlig falsche Gedanken und zu einer andern wahre vorhanden sind. Entweder müssen nach den Voraussetzungen des Naturalismus die Gedanken immer wahr sein, oder sie haben überhaupt keine Beziehung zur Wahrheit; der Prozeß bringt einmal diese, einmal jene Bilder im Bewußtsein hervor, alle gleich wahr und gleich falsch oder vielmehr weder wahr noch falsch, sondern rein tatsächlich. Will der Naturalismus nicht auf eine Wahrheit verzichten, so muß er ein eigenes Wesen des Geistes erkennen, so muß er zugeben, daß der Geist eine Selbsttätigkeit besitzt, in der er billigen und verwerfen kann.

Es kommt hinzu, daß der Naturalismus selbst mit Größen arbeitet, die garnichts anders sind als Erzeugnisse des Geistes. Denn der Anblick der Wirklichkeit, wie sie sich den Sinnen darstellt, weist weder letzte Elemente noch Gesetze und Kräfte im Sinne der Naturwissenschaft auf. Die Formeln der mathematischen Naturwissenschaft können nicht einfach von der Außenwelt abgelesen werden. Wir brauchen die Kritik des Naturalismus hier nicht weiter zu verfolgen, es genügt die Feststellung, daß der Geist nicht passives Bewußtsein, sondern daß ihm eine Selbsttätigkeit zuzuerkennen ist.

Die Selbsttätigkeit des Geistes vertritt nun auch der Intellektualismus. Aber es ist zu fragen, ob das logische Sein die ganze Wirklichkeit des Geistes ausmacht. In diesem Falle müßte die ganze Wirklichkeit rationalisiert werden, es dürfte keine fundamentalen Gegensätze geben. In der Tat unternahm es ja auch der Intellektualismus, alle Gegensätze in den allgemeinen Prozeß aufzulösen. Nun zeigt aber eine genauere Betrachtung, daß der Intellektualismus von vornherein die Gegensätze nicht in ihrer ganzen Schwere nimmt. Unmöglich läßt sich vor allem der Gegensatz von Gut und Böse relativieren. Steht es aber so, dann ist auch eine Entscheidung des Menschen notwendig. Es ist nicht wahr, daß der Mensch in die Bewegung des Geisteslebens widerstandslos hineingezogen wird, er muß sich dafür entscheiden. Damit werden Größen wie Freiheit, Gesinnung, Charakter, die für den Intellektualismus keine Bedeutung hatten oder nur unwesentliche Begleiterscheinungen waren, als zum Grundbestand des Geistes gehörig erwiesen. Denn Geistesleben kommt bei uns garnicht zustande ohne eine Zusammenraffung des ganzen Wesens, ohne freie Bejahung. Das zeigt sich nicht nur in Moral und Religion, sondern auch in der Wissenschaft, die schließlich aufhören muß, wenn sie nicht getragen wird durch die Tat.

Daß der Prozeß ungenügend ist, ein voller Ausdruck für die geistige Wirklichkeit zu sein, zeigt die Ausbildung eines historischen Bewußtseins. Der Prozeß ist als Prozeß gänzlich der Zeit unterworfen. Seine einzige Wirklichkeit ist die des Augenblicks. Phase reiht sich hier an Phase, die letzte verschlingt immer alle vorhergehenden. Nun aber halten wir im historischen Bewußtsein auch die Vergangenheit in ihrem eigenen Gehalt gegenwärtig. Es gibt also eine Tätigkeit, die die einzelnen Phasen des Prozesses umspannt und zusammenhält. Wir vermögen Leistung und Ertrag der verschiedenen Zeiten zu prüfen und zu werten. Damit erweist sich eine dem bloßen Prozeß überlegene Wirklichkeit des Geistes. Alles Zusammenhalten, Prüfen, Werten wäre unmöglich, wenn der Geist nicht ein besonderes Wesen einzusetzen hätte.

So steigt aus der Kritik des Naturalismus und Intellektualismus ein anderes Bild des Geistes auf, es eröffnet sich die Aussicht auf ein neues umfassendes Lebenssystem. Das neue System kann dabei Vieles von dem naturalistischen und intellektualistischen System anerkennen, es kann zugeben, daß in der Tat eine naturalistische Wirklichkeit mit ihrer kausal-mechanischen Verknüpfung auch in den Geist hineinreicht, wie es der nach Assoziationsgesetzen ablaufende Vorstellungsmechanismus beweist, daß in der Tat auch eine große intellektualistische Wirklichkeit mit prozeßhaftem Geschehen logischer Art vorhanden ist, wofür die Macht der reinen logischen Konsequenz auf allen Gebieten spricht, aber es muß zugleich zur Geltung bringen, daß es sich um bloße Teilwirklichkeiten handelt, die sich einer überlegenen Wirklichkeit einfügen und deren Entwicklung dienen müssen. Die Kritik des Naturalismus ergab die Forderung der Selbsttätigkeit, die des Intellektualismus die der Freiheit und eines den bloßen Prozeß umspannenden und tragenden Wesens, beide kommen zu ihrem Recht in einer geistigen Wirklichkeit personaler Art. Ein persönliches Geistesleben, das nur nicht zu verwechseln ist mit den sinnlich-selbstischen Individuen, vermag an einer charaktervollen Wirklichkeit zu arbeiten und sie zu tragen. Denn hier findet sich die notwendige Selbsttätigkeit, ohne die es nun einmal für uns keine echte Wirklichkeit gibt, und hier findet sich gegenüber dem bloßen Prozeß ein Wesen, das nicht dem Fluß des Geschehens preisgegeben ist und so ein Bleibendes gegenüber dem unaufhörlichen Wechsel zu vertreten vermag. Ohne ein Wesen, das in aller Veränderung seine eigene Art durchsetzt und immer klarer herausarbeitet, kann es auch für uns keine Wirklichkeit geben, die diesen Namen verdient. Also keine echte Wirklichkeit ohne Selbsttätigkeit und ohne ein dem Prozeß überlegenes Wesen. Denn ohne Selbsttätigkeit müßte Alles als gleichwertig gelten, die Halluzination des Wahnsinnigen so viel bedeuten wie die Erfahrung des Forschers, beide sind Tatsachen des Bewußtseins und insofern ununterschieden; erst die Selbsttätigkeit bringt eine Scheidung in dem Ablauf der Vorstellungen hervor, vermag das Eine anzuerkennen und das Andere zu verwerfen. Nur aus solcher Scheidung aber vermag eine Wirklichkeit hervorzugehen. Aber ebenso ist für die Entstehung einer Wirklichkeit ein dem Prozeß überlegenes Wesen erforderlich. Denn sonst ist die Wirklichkeit der absoluten Veränderung unterworfen. Was im ersten Moment durch Anerkennen und Verwerfen als Wirklichkeit herausgearbeitet ist, das kann der nächste Moment umstoßen und etwas völlig Anderes an die Stelle setzen. Ohne irgend ein Beharren aber gibt es keine Wirklichkeit. Auch setzt das Anerkennen und Verwerfen bereits ein Wesen voraus. Denn es läßt sich Nichts anerkennen, was nicht einem bestimmt gearteten Wesen und seinen Forderungen konform ist, und Nichts verwerfen, was ihm nicht widerspricht. Wenn aber ein Verlangen nach echter Wirklichkeit alle Arbeit durchdringt, so muß auch die Voraussetzung anerkannt werden, ohne die ebenso das Verlangen wie seine Befriedigung unmöglich ist, ein selbsttätiges Geistesleben mit einem Wesensgehalt, und das heißt ein Geistesleben personaler Art.

Paul Kalweit

Die sinnliche Liebe in Frenssens Hilligenlei

Es ist überaus traurig, daß man immer und immer wieder an einen ganz einfachen Grundsatz für die Betrachtung von

Kunstwerken erinnern muß: wir sollen zunächst nicht fragen und zu ergründen suchen: Was hat der Dichter gewollt? sondern wir sollen zunächst immer wieder stille werden vor dem, was der Dichter geschaut hat und wie er uns seine Gesichte darstellt. Die Dichter könnten ihren gottgewiesenen Beruf an uns Andern leichter leisten, wenn wir wirklich so an ihre Schöpfungen herangingen. Dann erst, dann aber auch um so wirklicher und zwingender würde aus des Dichters Welt uns Not lebendig, Freude fröhlich, Entschluß kräftig; dann käme ungewollt und ungesucht das neue Wollen in unsre Seele. Das aber ist allerdings nur dann möglich, wenn wir wieder besser oder, um es ehrlich zu sagen, wenn wir wieder gewissenhafter lesen lernen. Das Zuhörenkönnen, das Stilleseinkönnen — immer wieder stille sein können —, ist eine feine Kunst, die sonderlich unter Christenleuten ihren Kultus haben sollte.

Ehe ich das Bild von der sinnlichen Liebe, das Frenssen malt, kurz nachzuzeichnen suche, muß ich mit einem Gegensatz gegen diese Darstellung mich auseinandersetzen, der mir unter den vielen der einzige zu sein scheint, der ernstere Beachtung verdient. Er ist geschrieben in einem Artikel von Bruhn-St. Annen im Schleswig-Holsteinischen Kirchenblatt. Ich setze den charakteristischen Absatz hierher:

Wohl verstanden: nicht das Gefühlsleben der Anna Boje ist es, welches mir unkeusch erscheint, sondern das Verhalten des Dichters, welcher des Mädchens geheiligtes Innenleben vor tausend Augen zerrt ... Auch von einem Dichter nicht lasse ich mich in die Geheimnisse einer Mädchenkammer einführen, nicht weil mir dieser Ort eine unheilige, sondern gerade weil er mir eine heilige Stätte ist. Mag es des Dichters Recht sein, die Geheimnisse seiner eigenen tiefsten Brust ans Licht heraufzuholen, so ist es anderseits mein Recht, mich dem Nachleben seiner Offenbarungen zu verschließen, weil ich dies Ansinnen als zudringlich — und das ist hier so viel wie unkeusch — empfinden muß. Als zudringlich gehandelt sowohl an dem verschleierten Heiligenbild der Mädchensinnlichkeit als auch an mir, dem Leser, der ich eben so wenig das heiligste Empfinden der Jungfrau an Dichters Führerhand zu belauschen begehre, als ich es ertragen würde, im eigenen sinnlichen Empfindungsleben belauscht zu werden.

Gegen diese ernste Auffassung habe ich zu sagen: es ist nicht nur des Dichters Recht, die Geheimnisse seiner eigenen tiefsten Brust ans Licht heraufzuholen, sondern es ist seine Pflicht und darum auch sein Leid, sein ganz besonderes Dichtermartyrium, die Menschen nackt zu sehen und sie so zu schildern. Und zwar darum gab Gott den Menschen diese Gabe, weil die Menschen miteinander leben sollen, weil sie sich lieb haben sollen — nicht so obenhin das Außenwesen des Nächsten, sondern auch sein Einsamstes, Letztes. Und dies Einsamste der Menschenkinder kennt nur der Dichter. Der muß es zeigen und sagen uns Andern. Freilich er muß es tun in großem Zittern und Zagen, aber er muß es tun, es ist ihm Notwendigkeit von Gott her. Und wir müssen ihn hören — um der Liebe willen, damit wir die Menschenbrüder und Menschenschwestern kennen lernen in dem wahrhaftigsten und wirklichsten Leben ihrer Seele, das sie selbst nur ahnen, das eben nur der Dichter schaut.

Die sinnliche Liebe in Frenssens Hilligenlei: genauer und besser müßten wir sagen: die sinnliche Liebe in den Menschen aus Hilligenlei. Die sinnliche Liebe hat eine große Gewalt in den Menschen aus Hilligenlei. — Man kann nicht vom Menschen sprechen, ohne vom Leben der sinnlichen Liebe in ihm zu wissen. Man kennt den Menschen nicht, wenn man nicht das bunte vielgestaltige Leben beachtet, das in ihm aus der sinnlichen Liebe stammt. Sie ist zunächst und immer wieder reiner Naturtrieb, der mit den Menschen in ihnen groß wird. Sinnliche Freude am Körper des andern Geschlechtes, die garnicht immer gleich nach voller Vereinigung verlangt. Und immer wieder versucht es dieser natürliche Trieb, die Alleinherrschaft im Menschen zu gewinnen. Bei Männern und Frauen. Die Seeleute brüllen tierisch, als Kai Jans ihnen vom Weiberschiff erzählt; Kai Jans selbst wird besiegt. „Wir haben einmal in unserer Jugend das Heilige gesehen, aber das hat uns leider nicht abhalten können, nachher Sünder zu werden.“ Ein junges Mädchen will lieber unglücklich verheiratet sein als garnicht. Und selbst an Körper und Geist schöne Menschen wie Jakob Sühl fallen dieser gemeinen Sinnlichkeit zum Opfer. Ja selbst junge Mädchen verfallen unter ihrer Gewalt einem routinierten Lebemenschen. Aber es ist durchaus möglich, daß man Herr bleibt über diesen Trieb. Freilich, das ist ein großes schweres Stück Arbeit, so schwer, daß man wahnsinnig darüber werden kann. Aber es gibt Menschen, die diese Arbeit leisten. Es gibt auch Menschen, die garnicht zu arbeiten brauchen, die völlig frei sind von diesem starken Wollen zum andern Geschlecht. Auch gesunde kräftige Männer zwingen sich. Wilhelm Boje hat mit 24 Jahren noch kein Weib berührt, und Pe Ontjes Lau hat stets den Kampf siegreich zum Ende geführt. Thoms Jans ist von seinem Weibe fern geblieben, weil er keinen Jungen haben wollte, der sich wie er quälen müßte unter der Nichterfüllung inneren Könnens und Müssens. Aber die Frauen, die Frauen in Hilligenlei können nicht herrschen über ihre sinnliche Liebe. Auch bei ihnen ist großes Kämpfen und große Mühe; aber größer und gewaltiger ist das heiße Wollen zum Mann. Es ist eine große Not. „Weise Leute sagen freilich, man könne das leicht unterdrücken. Da schrie Anna Boje im Zorn auf: Das unterdrücken? —“ Und die äußerlich siegen, die rein bleiben, sind doch innerlich überwunden. Sie grämen sich so dahin und werden unter vielen Qualen still; sie quälen sich mit ihrer hoffnungslosen Liebe, sie werden wunderlich oder — und das ist das Letzte — sie erstarren und sterben in Kälte. Und warum steht es so beim Weibe? Um ihres eigensten Wesens willen. Ihr Wollen muß sich richten auf Menschen, die ihr gehören. Sie lebt mit dem Herzen. Darum kann auch der Beruf nicht helfen. „Wer klagte nach mir? Wer entbehrte mich? Meine Kinder schlafen in meinem Schoß,“ „wir wollen lieben, besorgen und leiden und meinetwegen sterben für das, was uns gehört.“ Gerade bei denen, die am meisten Weib sind, steht es so: „Wenn ich Jemanden lieb habe, habe ich ihn ganz schrecklich heiß lieb und denke nur an ihn und kümmere mich um die ganze Welt nicht.“ „Sie dachte an nichts als an ihren Liebsten und daß sie ein Kind von ihm haben möchte.“ Und solches starkes Wollen im Weibe wird verstärkt gerade bei ihr durch Lebensfügungen. Es gibt so wenig Menschen, die junge Mädchen verstehen. Ja, es gibt Mütter, die an ihren Kindern vorbeigehen, ohne ihre Not zu sehen. Und vor allem, die rechten Männer fehlen, die zur rechten Zeit die Frauen freien zu starker, stolzer, froher und tiefer Liebe. Ja, es würde besser sein darum, wenn sie gemeinsam aufwüchsen beide Geschlechter, nicht ängstlich von einander getrennt und geschieden. So aber ist es Not: „und dachte an die Unterhaltung, die sie mehr als einmal mit ihrem Mann gehabt hatte: wenn unsre Kinder nicht das Glück haben, daß sie früh genug in gute Hände kommen, dann wird leicht schwere Not über sie kommen.“

Aber die sinnliche Liebe hat nicht ihr volles Leben im reinen Naturtrieb. Sie kommt erst zu ihrer rechten Art, wenn sich der körperlichen Freude aneinander inneres Miteinandersein paart. Vor allem die Achtung vor einander ist unersetzliche Voraussetzung dazu, daß sich die körperliche Freude genießt. Immer wieder tritt uns das aus den Menschen in Hilligenlei entgegen. „Es muß ein guter, kluger Mensch sein, sonst kann ich es nicht.“ „Nein, sonst kann man es nicht.“ „Ich habe dich lieb, daß mir die Sinne vergehen; dafür will ich, daß du mich in Ehren hältst.“ Achtung ist die Voraussetzung dazu, daß die sinnliche Liebe wirkliche Freude ist. Zu ihrer vollen glücklichen Seligkeit wird diese sinnliche Liebe aber erst erhoben, wenn gegenseitiges Miteinanderleben im Innersten und Tiefsten zwischen Mann und Frau herrscht. Gewiß, auch sinnlicher Genuß ohne Seele ist Genuß; aber Seligkeit wird er, wenn man sich im Tiefsten lieb hat wie Kai Jans und Heinke. So wird es dem einen Erzähler unmöglich, eine Frau zu heiraten: „es fehlte ihrer Seele die Tiefe, die stille, schwarzblaue Tiefe, die Ehrfurcht vor den ewigen Geheimnissen. Sie konnte über Religion lachen.“ Und weil so sinnliche Liebe nur in Ernst und Seele zu ihrem vollen Blühen kommt, so hat sie Schranken am sittlichen Gebot. Nicht an der Sitte: königlich und rein herrscht sie in Kai Jans und Heinke und Peterlein und Hella Boje über die Sitte. Wohl aber am sittlichen Gebot. Freilich sie überstürmt auch das sittliche Gebot — aber sie muß es heimlich tun und in großer Angst. „Was lauter Herzensfreude sein sollte, das wird Unrecht und Jammer.“ Zwar, Anna Boje

bricht mit einem Manne die Ehe; aber, „er konnte alte Treue nicht von sich stoßen und ich konnte nicht über das Unglück einer Andern ins Glück hineingehen.“ „Die Natur ist gewaltiger als die Sitte — Gott sei Dank, und die Liebe ist stärker als der Tod: dafür sei Gott auch Dank.“ Freilich Anna Boje wird niemals glauben — in ihrer trotzigen Art — daß da Sünde liegt. Und doch sinnt sie und grübelt sie: „Und liegt da Sünde: so ist sie mit schwerem Leid gesühnt. Und liegt da Sünde: die Liebe deckt eine Menge Sünde zu.“ Und doch geht der ewige Kampf in ihrem Herzen: „die heilige . . . nein . . . die unheilige . . . nein . . . die heilige . . .“

So sieht Gustav Frenssen die sinnliche Liebe leben in den Menschen in Hilligenlei. Ach nein: so nicht — mit armen Worten ist hier von mir ein Bild nachgezeichnet, das nur das schauende Auge genießen kann. Wollte ich auch nur entfernt einen Eindruck geben von diesem Bild, dann müßte ich vor allem noch sprechen davon, wie wunderbar fein und tief Frenssen das Werden der sinnlichen Liebe in den jungen Menschen schildert, sonderlich durch das ganze Buch hindurch in der Liebe zwischen Kai und Heinke, die weithin Hilligenlei ist bis zuletzt und die Hilligenlei geworden wäre, wenn nicht der unselige Kai vorbeigesehen hätte in seiner Grübelei am fordernden Menschen und wenn nicht die fröhliche Heinke über ihren Frohsinn die Treue vergaß und Angst bekam.

Das ist Frenssens Gesicht von der sinnlichen Liebe in den Menschen von Hilligenlei. Und unser Eindruck? Nun zunächst natürlich einfach die Bereicherung unseres eigenen Lebens in der sinnlichen Liebe. Unbewußtes strebt zum Licht, alte Irr- und Wirrgänge werden hell, lebende Sünden brennen, heimliche Freude an einander wird zu gemeinsamem Frohlocken, tiefste Fragen nach der Seele unserer sinnlichen Liebe werden lebendig, kurz, reicher und tiefer wird Alles im Anschauen fremden Lebens in der sinnlichen Liebe. Und dann das Erbarmen. Das heißt sich eines Andern erbarmen, wenn man in seiner Sünde, in seinem Irrsal und Wirrsal L e i d sehen kann. Dann aber ist das Erbarmen am tiefsten, dann kommt es zu seiner eigentlichsten Art, wenn es in der Sünde und in dem Irrgang des Anderen Leid sehen kann dann schon, wenn der Andere noch Nichts davon spürt. Und solches Erbarmen wird in uns lebendig mit all den Menschen in Hilligenlei, die Sünde und Not der sinnlichen Liebe leben. Bitter not tut uns solches Erbarmen. Ach ja, wir Christen haben viel Gesamterbarmen mit dieser Sinnennot — das soll gewiß nicht geleugnet werden, und die Taten solchen Erbarmens leben unter uns: aber aus den Gesichten Frenssens kommt uns persönliches Erbarmen mit den Menschen, mit denen wir zusammengestellt sind in den natürlichen Ordnungen unsres Lebens, kommt uns Erbarmen, das nicht erst mit Not und Sünde und Reue anhebt, sondern das sich auswirkt in dem Sinnen und Sorgen um die sinnliche Liebe in den Menschen, die mit uns sind.

Freilich, man hat Frenssen gesagt: die sinnliche Liebe habe nicht solche Allgewalt, und sonderlich schrecklich sei es, daß er die Jungweibernot so kraß male. O die Blinden; freilich so bewußt zum Ausdruck kommt das wohl nicht so oft in der Wirklichkeit des Tages wie bei Frenssen. Aber wer hätte noch nicht den Bruch beobachtet, der durch das Glockenspiel der Frauen geht, die in diesem Leben der sinnlichen Liebe nicht zur Ruhe gekommen sind. Wie viele Menschen haben mir schon gesagt, daß sie mit den Einsamen neues Erbarmen bekommen haben nach Frenssens Hilligenlei, mit all ihren Wunderlichkeiten und Eigenheiten. Und wenn die Kinderstuben reden könnten, wie da einsame Frauen ihre Zärtlichkeit ausgelebt haben über den Kindern Anderer und sind darüber doch nicht zum Frieden gekommen. Nein, es ist Jungweibernot im Land. Erbarmen! „Wenn du einmal heiratest und sitzest im Glück in einer gemütlichen Häuslichkeit und hast zu lieben und zu sorgen: dann vergiß deine lieben Schwestern nicht, die in Einsamkeit sitzen, die wie du jetzt Herd und Liebe haben möchten, ein volles Weiberschicksal, mit Kinderangst und Kinderlachen, und haben es nicht. Arbeite dann in irgendeiner Form für die Jungweibernot, die im Lande ist.“ Ja, sonderlich die Eheleute sollten Erbarmen haben. Was ist es doch eine traurige Sache mit dem Menschen, daß er im Besitz so leicht satt und zufrieden wird. Und so sollte es doch sein: daß gerade Eheleute wissen, welcher Reichtum und welche Arbeit und welche Tiefe und welche Seligkeit in ihrer sinnlichen Liebe lebt, daß sie erst das volle Menschenwesen zum Leben bringt — und sollten so zum Erbarmen kommen mit den Einsamen. Und sollte es doch so sein: daß gerade die, die da meinen, in der e i n e n Liebe für alle Zeit habe die Liebe ihr bestes Leben unter den Menschen, daß gerade die es nie vergäßen, daß um dieser Ehe willen so und so viele verzichten müssen auf ein volles Menschenleben — stellvertretend leiden.

Und noch von einer anderen Seite her Erbarmen mit den Einsamen. Ich glaube — trotz den Frauen in Hilligenlei —, daß es gerade gesunden Frauen möglich ist, um einer Arbeit, um eines Berufes willen auf die sinnliche Liebe in ihrem Leben Verzicht zu leisten. Und ich glaube noch viel gewisser, daß fast alle Gebiete unseres kulturellen Lebens heute die Mitarbeit der Frau erfordern und innerlichst nötig haben. Ich glaube also, daß von Gott her um der Menschheit willen immer berufene und gesunde Frauen auf ein volles Weiberschicksal werden verzichten müssen. Aber gerade von diesem Standort der Frauenbewegung her: Erbarmen mit den Einsamen! Wir sollen uns klar machen, was wir von ihnen fordern.

So kommen die Gedanken des Erbarmens aus Gustav Frenssens Gesichten von der sinnlichen Liebe in den Menschen in Hilligenlei. Aber die Sinnennot, die Frenssen schaut, ist nicht nur eine Not des Nichthabens, sondern ebensosehr auch eine Not im Besitz. Ebensosehr — das tritt zwar leider bei Frenssen nicht so deutlich und klar heraus wie die andere Not. Aber wir sagen: ebensosehr. Ich darf hier hinweisen auf meine ausführlichere Schilderung der Not der sinnlichen Liebe in der Ehe in meinen Mutterschutzartikeln des vergangenen Jahres, besonders auf Spalte 1061 des Jahrgangs 1905 der Christlichen Welt. Auch Frenssen sieht Not im Besitz, Not in der sinnlichen Liebe der Ehe. Aber weithin ist hier bei ihm doch Ruhe und gutes Gewissen und fröhliches Haben. Aber das, was Kassen Wedderkop in dem klugen Gespräch zu Anna Boje sagt — all das Wirre und Irre, damit die Menschen Gottes Gedanken von sinnlicher Liebe verdorben haben —, das macht doch nicht Halt am Tore der Ehe, sondern geht hinein in das Miteinanderleben zwischen Mann und Frau. Und wieder gilt es auch hier gerade für die, die auch in ihrer sinnlichen Liebe aus Gott in Freude leben und aus Gott im Ernst arbeiten, Erbarmen mit der Not der sinnlichen Liebe in der Welt.

H e i n z B e c k m a n n

Die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich

2

Die Kurie hat auffallend lange gezögert, zu dem Gesetz vom 9. Dezember 1905 amtlich und endgültig Stellung zu nehmen. Es hieß in den Organen des Vatikans, man müsse, um den Geist des Gesetzes richtig beurteilen zu können, erst die Veröffentlichung der Ausführungsverordnung abwarten. Offenbar wollte man zusehen, wie Volk und Klerus auf die Vollziehung der die Trennung einleitenden Maßregeln reagiere, um darnach die Direktiven für den französischen Episkopat einzurichten. Infolge dieses langen Schweigens im Vatikan konnten die geistlichen und politischen Führer eine Zeit lang ihrem persönlichen Temperament freien Lauf lassen und ihre eigene Ueberzeugung zum Ausdruck bringen, ohne sich irgendwelche Reserve durch die Rücksicht auf das Roma locuta, causa finita auferlegen zu müssen. Dabei trat der durch die äußerliche Unterwerfung unter die kirchliche Autorität sonst verdeckte Abgrund, der die Reformfreunde im französischen Katholizismus von den Reaktionären trennt, unverhüllt vor Augen. Die sonst so wohldisziplinierte französische Kirche stand einige Wochen unter der Herrschaft der Anarchie, auf der einen Seite lauter, drohender Protest gegen das sakrilegische Gesetz, auf der anderen Seite offene Billigung und dankbare Freude über die Trennung.

Am Weihnachtsfest hat Kardinal Richard auf dem Montmartre von neuem Frankreich dem Sacré-Cœur de Jésus geweiht, nachdem er alle Bischöfe des Landes aufgefordert hatte, dem voeu national sich anzuschließen:

Nous voudrions au moment où l'on cherche à séparer la France de l'Eglise, affirmer notre volonté de demeurer toujours la nation catholique dans le monde et d'aimer d'un seul amour l'Eglise et la France.

Auch das Beispiel des allezeit streitbaren Bischofs Turinaz von Nancy, der das Singen des Domine, salvam fac rempublicam*) verbot, hat Nachahmer gefunden. Von dieser Seite wird zum passiven Widerstand gegen das Gesetz geraten. Dagegen hat Graf de Mun am 18. Dezember 1905 beim Schlußbankett des Kongresses der Action Libérale Populaire, einer dem Volksverein für das katholische Deutschland nachgebildeten „republikanischen" Wahlorganisation, ziemlich unverhüllt zum Kampf gegen das Gesetz aufgefordert. Diese Aufforderung hat in den blutigen Szenen bei der Inventaraufnahme in den Kirchen S. Clotilde und S. Pierre-du Gros Caillou ihre ersten Früchte gezeitigt. Wenn Gott die katholische Kirche Frankreichs in Zukunft schützt vor diesen „Freunden", dann braucht es ihr vor ihren Feinden nicht bange zu sein.

Erfreulicherweise kam, ehe der Papst sein Schweigen brach, auch das neue Geschlecht im französischen Katholizismus noch reichlich zum Wort, das von ganzem Herzen darauf verzichtet, in der Repristination einer abgestorbenen Weltanschauung das Heil der Wissenschaft, in der Zurückschraubung auf mittelalterliche Ideale das Heil der Kirche, in der unentwegten Geltendmachung verjährter Ansprüche das Heil der Politik zu sehen. Der Freimut, mit dem Abbé Felix Klein im Demain, Abbé Hemmer in der Revue catholique des Eglises, Fonsegrive in der Quinzaine die Katholiken zu überzeugen suchen, daß das Land reif war für diese Reform und daß das Gesetz, wenn auch verbesserungsbedürftig, so doch gut und liberal und eine brauchbare Grundlage für den Neuaufbau der katholischen Kirche in Frankreich sei, verdient die größte Hochachtung:

Für die Kirche Frankreichs, und dabei meinen wir die Gläubigen ebensogut wie den Klerus und den Episkopat — denn die Kirche ist eine Gesellschaft, nicht nur eine Hierarchie — für die Kirche Frankreichs wird die Gelegenheit einzig sein, um allerlei Traurigkeit und kleinmütiges Wesen abzuschütteln, das, selbst wenn es gerechtfertigt wäre, nichts Siegverheißendes an sich hat. Immer über seine alten Verluste jammern und zum Voraus alle künftig möglichen Niederlagen ausrechnen, das ist eine schöne Art, seine Truppen anzufeuern und neue Scharen zur Fahne zu locken! Genug des Lamentierens über die unglücklichen Zeitläufte: die Zeit wird sich ändern und wird das werden, was wir aus ihr zu machen wissen. Genug der negativen Taktik, genug des Klagens über die Gegner: dafür Tätigkeit, Initiative und fröhliche Eroberungslust. Nie mehr soll unser Heer der Tadel treffen, es könne nichts als Ambulanzen einrichten. (Demain, 27. Oktober 1905.)**)

*) Herr erhalte den Staat.

**) Da ich es mir des Raumes wegen versagen muß, auf diese hochbedeutsamen Kundgebungen der geistigen Elite des französischen Katholizismus näher einzugehen, begnüge ich mich mit einigen kurzen litterarischen Fingerzeigen. An erster Stelle sei genannt und warm empfohlen die seit 27. Oktober 1905 in Lyon erscheinende Wochenschrift der französischen Reformkatholiken: Demain, politique, social, religieux. Organe hebdomadaire de critique et d'action. Lyon, 2 Rue Simon-Maupin, Frs 12.50 fürs Ausland; unter den deutschen Mitarbeitern finden sich die Namen Schell-Würzburg und Ehrhard, Straßburg, dann die Revue Catholique des Eglises (Paris, Bloud et Cie., Frs 15) mit den ausgezeichneten Artikeln des Abbé Hemmer über la Situation religieuse en France 25. November 1905, 25. Dezember 1905, 25. Januar 1906; ferner im Correspondant: la Séparation de l'Eglise et de l'Etat 25. Dezember 1905; in der Quinzaine: G. Fonsegrive, Préface pour 1906, 1. Januar 1906; in der Revue des deux Mondes 1. Dezember 1905: Brunetière, quand la Séparation sera votée. Ferner: Abbé Hemmer, Politique religieuse et Séparation (Paris, Picard); Comte d'Haussonville, Après la Séparation (Paris, Perrin). Endlich sei noch hingewiesen auf drei Schriften protestantischer Herkunft: Raoul Allier, La Séparation au Sénat (Paris, Cahiers de la Quinzaine); P. Sabatier (der mit den liberalen Strömungen im französischen Katholizismus genau vertraute Biograph des Franz von Assisi), A propos de la Séparation des Eglises et de l'Etat (Paris, Fischbacher), und die schöne Antrittsvorlesung, mit der Professor Ménégoz das letzte Semester der protestantisch-theologischen Fakultät in Paris eröffnet hat: La Religion et la Vie sociale (Paris, Fischbacher).

Wenn von diesen liberalen Katholiken manche glaubten, mit ihrer optimistischen Auffassung von der Bedeutung des Trennungsgesetzes die Meinung des Papstes für sich zu haben, so war es für sie eine schwere Enttäuschung, als der Osservatore Romano am 17. Februar die lang ersehnte päpstliche Enzyklika über die Trennung von Staat und Kirche an die französischen Katholiken veröffentlichte. Sie ist eine in heftigem Ton gehaltene Verdammung des Gesetzes vom 9. Dezember 1905, im übrigen ein Dokument durchaus negativer Art, ohne jeden für die Zukunft fruchtbaren Gedanken, an religiösem Gehalt erschreckend dürftig:

Kraft der höchsten Autorität, die Uns Gott verliehen hat, weisen wir zurück und verurteilen wir . . . das in Frankreich angenommene Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat als tief beleidigend für Gott, den es amtlich verleugnet, indem es als Grundsatz aufstellt, daß die Republik keinen Kultus anerkennt. Wir weisen es zurück und verurteilen es als eine Verletzung von Naturrecht, von Völkerrecht und von Treu und Glauben, die bei Verträgen gelten müssen; als der göttlichen Verfassung der Kirche, ihren wesentlichen Rechten und ihrer Freiheit zuwider, weil es die Gerechtigkeit umstürzt und die Besitzrechte mit Füßen tritt, welche die Kirche unter vielfachen Rechtstiteln und außerdem kraft des Konkordats erworben hat; wir verwerfen und verurteilen es als schwer beleidigend für die Würde des apostolischen Stuhles, für unsere Person, für den Episkopat, für den Klerus und alle Katholiken Frankreichs. So protestieren wir also feierlich und mit aller Kraft gegen die Einbringung, die Annahme und Bekanntmachung dieses Gesetzes und erklären, daß es niemals gegen die unabänderlichen und unverjährbaren Rechte der Kirche angeführt werden kann, um sie als kraftlos zu erklären.

Der Temps hat recht, wenn er diese Enzyklika bezeichnet als ein historisch-litterarisches Dokument, das sich beschränke auf eine Kritik der Vergangenheit, die nicht mehr zu ändern sei. Ob sie nur eine Verurteilung des französischen Trennungsgesetzes bedeutet, oder eine Neuauflage des Syllabus, die als offizielle Kundgebung der Anschauung des päpstlichen Stuhles über das Verhältnis von Kirche und Staat in der ganzen Welt Beachtung finden will, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls hat man mit einem abschließenden Urteil über die Enzyklika zurückzuhalten, bis die positiven Weisungen der Kurie über das Verhalten der französischen Katholiken, namentlich gegenüber den vom Gesetz verlangten Kultusvereinen mit durchaus demokratischer Organisation, vorliegen. Sicher ist, daß mit diesem Anathema der Ultramontanismus wieder einen Sieg davon getragen hat über die nach innerer und äußerer Anpassung der katholischen Kirche an die moderne Welt strebende Richtung im Katholizismus. Die französischen Reformkatholiken sind nun mit ihrer liberal-optimistischen Auffassung des Gesetzes von 9. Dezember 1905 in bedenkliche Nähe gerückt zu den Protestanten, die ebenfalls, in überwiegender Mehrzahl, von dem Gesetz mehr Gutes hoffen, als Böses fürchten. Die Eglise Libre erschien mit Blumen umrändert zur Feier des Sieges ihrer Prinzipien. Das Organ der Lutheraner, die Gegner des Trennungsprojektes waren, und die Blätter der verschiedenen Richtungen in der reformierten Kirche verhehlen sich nicht, daß die Trennung über den französischen Protestantismus die schwerste Krisis seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes bringen werde, aber sie geben dem Beschluß der Parlamente als dem Willen der Nation ihre volle und ehrliche Zustimmung. So heißt es in der Sylvesterbetrachtung der Vie Nouvelle:

Wenn die zwölf Mitternachtsschläge auf den Uhren Frankreichs verklungen sein werden, wird in der Geschichte unseres Landes und unserer Kirchen ein Neues anheben. Das neue Jahr wird diesmal mehr sein als eine astronomische Fiktion. Es wird den Ausgangspunkt bedeuten für eine religiöse Revolution, für eine Umwälzung, wie sie entscheidungsreicher das französische Volk seit hundert Jahren nicht durchzumachen hatte. Wir begrüßen dieses Datum als einen Anfang und nicht als ein Ende, als ein Frührot, das den vollen Tag ankündigt, und nicht als eine Abenddämmerung, in der das Licht erlischt. Wir glauben, daß die Trennung von Kirche und Staat das Mittel ist, dessen Gott zu unserer Erneuerung sich bedienen will.

Wir haben die Wirkung des Trennungsgesetzes verfolgt, vornehmlich soweit sie in der Presse ihren Ausdruck findet.

Wie die Seele des französischen Volkes darauf reagiert, wird sich erst zeigen, wenn die materiellen Folgen des Gesetzes spürbar werden. Vorerst ist, wenigstens an der Oberfläche, noch Alles ruhig. La Seine coule, die Seine fließt noch —

soll ein Deputierter beim Verlassen des Palais Bourbon nach der entscheidenden Abstimmung ausgerufen haben. Hatte er vielleicht das Ende der Welt für diesen Tag erwartet? Revolutionen vollziehen sich nicht an einem Tag; geistige noch viel weniger als politische; denn sie wirken langsamer und greifen tiefer. Aber wie einst der 17. Juni 1789 das Ende einer Welt bedeutete, deren letzte Reste heute in Rußland zerbröckeln, so mag wohl eine spätere Zeit auch vom 9. Dezember 1905 ab das Ende einer Welt datieren. Denn so wenig als die Revolution von 1789 wird die Revolution von 1905 auf Frankreich beschränkt bleiben. Schon wetterleuchtet es in der französischen Schweiz: in Genf und Neuenburg ist der Antrag auf Trennung von Kirche und Staat gestellt.

Er wird auch in den deutschen Parlamenten früher oder später gestellt werden. Jedenfalls tun unsere Landeskirchen gut daran, sich bei Zeiten mit der Frage zu beschäftigen: was dann, wenn der Staat seine Hand von uns abzieht?

Eugen Lachenmann

Die Bewegung gegen das Schulgesetz

Lose Betrachtungen

1

Es gibt eine Bewegung gegen das „Gesetz, betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen“ — das ist keine Frage. Zu verkennen, daß in der Agitation dagegen neben viel Phrase und blindem Poltern und neben dem Streben, bei günstiger Gelegenheit frischen Wind in etwas schlaff herniederhängende Parteisegel (z. B. der Freireligiösen) zu fangen, auch viel ernste, sachliche Bedenken, viel Liebe und Sorge für eine Herzenssache des Volkslebens sich zu Worte melden, stünde uns übel an. Ich bin auch nicht so rechthaberisch, zu leugnen, daß ich aus manchen Schriften gegen das Gesetz, ich nenne besonders die von Natorp und Tews*), etwas gelernt habe. In der Tat müssen seine einzelnen Paragraphen sehr genau aufs Korn genommen werden, damit nicht später Folgen daraus gezogen werden, die wir ablehnen müssen, und damit die feine Linie zwischen der konfessionellen Schule, die wir im allgemeinen, mit mancherlei Einschränkungen, wollen, und der kirchlichen Schule, die wir entschieden nicht wollen, innegehalten werde. Nachdem ich mich wochenlang mit dem komplizierten Entwurf beschäftigt habe, verstehe ich besser als am Anfang, was bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause gerade der konservative Redner gesagt hat: „Ein Gesetzentwurf, der derartig den Charakter des Stückwerks und des Unvollkommenen trägt wie dieser, der ist doch nicht ganz häufig!“ Das ist ganz richtig. Ohne tiefgreifende sachliche Abänderungen und Neuformulierungen kann der Entwurf nicht Gesetz werden.

So treten in der Bewegung wider das Gesetz manche sehr beachtenswerte Gesichtspunkte hervor, und wir können ihr keineswegs eine geschlossene Phalanx für das Gesetz entgegenstellen. Jedoch, wenn eine solche nicht möglich ist, auch tatsächlich fehlt, so darf man doch daraus nicht den Schluß ziehen, daß nun das ganze Volk den Entwurf ablehnt. Beobachtet man die Bewegung, so zeigen sich eine ganze Reihe charakteristischer Unterschiede von der, die im Jahre 1892 gegen den Entwurf des Grafen Zedlitz losbrach. Gewichtige Kräfte, die damals den Widerstand mit führten, haben sich jetzt versagt. Man erinnere sich, daß 1892 die nationalliberale und freikonservative Partei mit am entschiedensten den Kampf aufnahmen, daß die angesehensten deutschen Revuen laut und scharf ihre Stimmen erhoben, daß nahezu alle Universitäten, der Evangelische Bund, ja zuletzt auch der Evangelische Oberkirchenrat sich warnend dagegen aussprachen, Männer allerersten Ranges ihre Namen gaben, während von dem Allen heute, bisher wenigstens, keine Rede ist. Wie kommt das? Will man daraus folgern, daß im letzten Jahrzehnt die Widerstandskraft der geistig führenden Kreise gegen kirchliche Reaktion geschwächt oder gebrochen sei? Daß sich in diesem Stillschweigen ein neues betrübliches Symptom des Niederganges des deutschen Liberalismus offenbare? Mir scheint der Grund dieser Erscheinung vielmehr der zu sein, daß tatsächlich der vorliegende Entwurf von anderer Art ist, als der des Grafen Zedlitz, und daß die Uebertreibung, er sei ebenso schlimm, wie jener, von vielen einsichtigen Männern durchschaut wird. Uebertreibungen aber stoßen ab. Und es ist erklärlich und sogar erfreulich, daß Viele eine Agitation nicht mitmachen, die ihre Erfolge nicht anders als durch sehr starke Vergröberungen zu erreichen vermag.

Dazu kommt ein Andres: die Bewegung zieht ihre Kraft aus dem Zusammengehen eines liberalen Flügels mit der Sozialdemokratie. Nun stehen unter den Freunden unsres Blattes gewiß viele so wie ich, daß sie an sich jede Möglichkeit einer Gemeinschaft mit der modernen deutschen Arbeiterbewegung, und das ist nun einmal im Wesentlichen die sozialdemokratische, mit Freuden begrüßen und ergreifen möchten. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir sehr viele politische und wirtschaftliche Forderungen der Sozialdemokratie für berechtigt, andere für mindestens diskutabel halten. Unser grundsätzlicher Gegensatz zur Sozialdemokratie lag und liegt anderswo: in der Ablehnung ihrer „materialistischen Geschichtsbetrachtung“, ihrer Stellung zu den Ideen, der nationalen wie der religiösen. Es scheint sich aber jetzt eine Entwicklung anzubahnen, die bei Bekämpfung der wirtschaftlichen und sozialen Rechtsansprüche der Sozialdemokratie eine Gemeinschaft mit ihr gerade in der Stellung zu den Ideen und zwar besonders in der Geringschätzung der religiösen Idee erstrebt. Das ist an sich nicht verwunderlich, — der Flügel des Liberalismus, der diese Wendung vollzieht, kehrt damit nur zu den Anfängen der demokratischen Bewegung im neunzehnten Jahrhundert zurück; wir fürchten sie auch nicht, denn es wäre vielleicht für das Leben unsrer Kirche besser, wenn an die Stelle der trägen, stumpfen Gleichgiltigkeit, die Alles gehen läßt und die die stärkste Hilfsquelle des starren Beharrens ist, einmal ein ernster, tatkräftiger Gegensatz träte. Aber wir dürfen die Anfänge einer solchen Entwicklung auch nicht übersehen.

Wie schön wäre es und was möchten wir darum geben, wenn wir nun mit Freuden und vorbehaltlos für unsre Kirche eintreten könnten! Wie bitter brennen uns die zahlreichen Vorwürfe gegen sie, die wir als begründet anerkennen müssen. Vorwürfe gegen ihre intellektuelle Engigkeit wie gegen ihren Mangel an moralischer Initiative, und Vorwürfe gegen die Herrschsucht und Unfähigkeit ihrer Diener. Wie verständlich ist uns, daß ein so großer Teil unsres Volks nicht nur die Freude an seiner Kirche, sondern auch die Achtung vor ihr verloren hat. Die Bewegung gegen das Schulgesetz ist in Wahrheit eine Bewegung gegen unsre Kirche: das gibt ihr ihre Bedeutung; sie ist der Ausdruck einer Stimmung, die Rücksicht fordert und die zu energischer Selbstbesinnung drängt. Man richtet deshalb gegen die Bewegung mit einer Beweisführung aus dem Gesetz selbst und aus der bestehenden rechtlichen Lage Nichts aus. Wäre das Vertrauen zur Ehrlichkeit und zur Selbstlosigkeit unsrer Kirche größer, so würde keinerlei Bewegung gegen das Gesetz aufkommen können. Man würde dann auch noch über viele Einzelheiten diskutieren, aber gewiß nicht weiter gehen!

Sage Niemand, an dieser Stimmung gegen die Kirche sei doch vor allem die katholische Kirche schuld. Natürlich ist dies so. Aber wie kommt es, daß die katholische Bevölkerung im Großen und Ganzen mit ihrer Kirche zufrieden ist und für sie eintritt, während gerade die protestantische jeden Einfluß der Kirche ablehnt und evangelische und katholische Kirche in einen Topf wirft? Das kommt doch wohl daher, daß unsre kirchliche Praxis es tatsächlich einem Laien oft recht schwer macht, den Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Kirche zu erkennen, und den Eindruck mindestens nahe legt, die eine wie die andere sei eine Gegnerin der intellektuellen und sozialen Entwicklungstendenzen.

Und gerade auf dem Gebiete der Schule haben wir viel Anlaß zu solcher Verkennung gegeben. Obgleich eigentlich die Frage des Religionsunterrichts, der Lehrerausbildung und der

*) Natorp, Wider die Schulvorlage. Halle, Gebauer-Schwetschke. 50 Pfg. — Tews, Die preußische Schulvorlage, eine Abwehr. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. 30 Pfg.

geistlichen Schulaufsicht mit der Schulunterhaltung und selbst mit der Entscheidung über den konfessionellen Charakter der Schulen Nichts zu tun haben, so erntet die Kirche jetzt doch die Früchte ihrer verderblichen Rückständigkeit auf diesen Gebieten. Man höre, wie in den Volksversammlungen der Entwurf bekämpft wird! Mit Anekdoten über priesterlichen Mißbrauch der geistlichen Schulaufsicht, unwürdige Herabsetzung der Lehrer durch zopfige und aus Trägheit oder Eigensinn nicht längst abgeschaffte Kirchendienste, mit Beschwerden über Gewissensdruck auf den Seminaren und mit Anklagen gegen den Memorierstoff und die zwangsweise Ueberfütterung mit Religion. Niemand hat dem Entwurf mehr geschadet, als jener Schulrat im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O., der gesagt haben soll, er werde gegen jeden Lehrer disziplinarisch vorgehen, in dessen Hand er ein „modern-theologisches" Lehrbuch fände, — der Mann geht wie ein ewiger Jude durch die Presse und die Volksversammlungen.

Und warum verschließen sich die Kirchenregierungen dem so voll berechtigten Verlangen nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht? Warum erkennen sie nicht öffentlich an, was mindestens die Hälfte der Pfarrer in Preußen längst weiß und sagt, daß diese Institution auf die Dauer unhaltbar und vielleicht für die Kirche ein schwererer Schaden ist, als für die Schule? Was als ein frei dargebrachtes Opfer die evangelische Kirche in eine unsagbar günstige Position versetzen würde, wird sie erst dann mürrisch fahren lassen, wenn veränderte politische Konstellation dazu zwingt — genau, wie es bei der Feuerbestattung zu schmerzlicher Blamage in den meisten deutschen Ländern gegangen ist.

Summa: eine schwere Schuld der Kirche gegenüber der Schule müssen wir zugeben. Und wenn wir dennoch für die Beibehaltung einer Verbindung zwischen Kirche und Schule fechten, so tun wirs nur, weil wir an eine Wiedergeburt der Kirche glauben. Es muß doch die Zeit kommen, da ihre amtlichen Vertreter sich ehrlich auf den Boden des modernen Lebens stellen und vorbehaltlos Alles drangeben, was sie von priesterlichen Vorrechten noch seit vier Jahrhunderten mitschleppen. Wer diese Hoffnung nicht hat, wer damit rechnet, daß die Kirche endgültig bleibt, wie sie ist, wohl gar annimmt, es gehöre zum Wesen einer Kirche, rückständig zu sein, — der muß auf den Standort von Natorp und Tews hinübertreten und Alles dransetzen, die Schule radikal von jedem, auch dem bescheidensten Einfluß der Kirche loszulösen, dann aber natürlich auch nicht nur die weltlichen Fächer, sondern gerade auch die Religionspflege, wie Natorp ganz folgerichtig vorschlägt. Ob freilich die Einrichtung eines unkonfessionellen Religionsunterrichtes durch den Staat möglich ist, ich meine nicht nur rechtlich, sondern sachlich möglich, das steht dahin.*)

2

Man kann an der Bewegung wider den Entwurf recht deutlich beobachten, wie einseitig städtisch unsre Kultur, insonderheit unser öffentliches Leben ist. Die Redaktionen einflußreicher Zeitungen sind durch die Bank großstädtisch; selten, sehr selten begegnet man in den Spalten, wenigstens der liberalen Blätter, einer wirklichen Kenntnis und freundlichen Berücksichtigung ländlicher oder kleinstädtischer Verhältnisse. Großstädter sind auch nahezu alle liberalen Parlamentarier, ebenso die Stimmführer in den Lehrervereinen und die sozialdemokratischen Agitatoren. Nun ist es zweifellos, daß der Entwurf nicht um der Städte willen, sondern um des zurückgebliebenen Schulwesens auf dem Lande und in kleinen Gemeinden willen entstanden ist. Die Großstädte hatten daher allen Grund, zu besorgen, daß das Gesetz, das nicht zu ihren Gunsten erdacht ist, schließlich die Fürsorge für die Kleinen zu einer Schädigung ihrer Interessen wenden möchte. Und der Entwurf bringt in der Tat einen Eingriff in die großstädtische Selbstverwaltung und eine Schmälerung der bisher geübten Rechte. Soweit es sich um die Beschränkung der Macht der Städte auf dem Felde der äußern Schulverwaltung handelt, dürfen wir das hier auf sich beruhen lassen. Zweifellos hat dem Redaktor dabei die kleinliche polizeiliche Sozialistenfurcht die Feder geführt, die heute bis in die fernliegendsten Sachgebiete ihr Gift trägt. Aber die Frage ist, ob ohne Opfer der Städte auf dem Felde der inneren Schulangelegenheiten eine Reform des Schulwesens im Lande möglich ist, und wenn nicht, ob dann nicht dies Opfer im Interesse der Gesamtheit gefordert werden darf. Und die weitere Frage ist, ob es geraten ist, die Selbständigkeit der Stadtverwaltungen gar noch zu erweitern. Man gelangt also bei tieferem Nachdenken immer wieder auf die Frage, wer der letzte Herr in der Schule sein soll, der Staat, d. h. Regierung und Landtag, oder die Städte, d. h. Magistrat und Stadtverordnete.

Höchst erstaunlich ist, wie einstimmig die großstädtisch-liberale Presse dabei für das Recht der Kommunen Partei ergreift. Der Liberalismus ist doch von Haus aus zentralistisch gerichtet, auf die Staatseinheit hin, gegen alle lokalen und partikularen Gewalten; wo er sich auswirken konnte, hat er auch das Bildungswesen, wie in Frankreich, völlig zentralisiert und der Macht der Regierung und der von ihr abhängigen Präfekten unterstellt. Wie erklärt sich, daß man jetzt diese Tendenz aufgibt? Weshalb gilt plötzlich für liberal, daß die Städte, für illiberal, daß der Staat die Schule regiere? Bieten denn etwa unsre städtischen Körperschaften eine bessre Gewähr dafür, als die Landesvertretung, daß die Stimme des Volkes zum reinen Ausdruck kommt? Keineswegs! So berechtigte scharfe Angriffe man gegen das preußische Landtagswahlrecht richten mag, mit dem Wahlrecht, auf dem die Stadtverordnetenversammlungen beruhen, hält es den Vergleich gewiß aus. Vielmehr ist hier der parteipolitische Gesichtspunkt maßgebend. Das Eintreten für das Recht der großen Städte hat den Grund, daß in ihnen zur Zeit der Liberalismus die Herrschaft in Händen hält. Freilich, so bald man etwas über die Grenzen der großen Städte, über Berlin, Frankfurt, Breslau, Stettin hinübersieht, so erkennt man, wie einseitig diese Begründung ist. Man erkennt, daß eine Stärkung der Macht der Städte auf Kosten des Staates zwar hier zum Vorteil des Liberalismus, anderswo aber, in den Städten Oberschlesiens, Westfalens und großer Teile der Rheinprovinz zum Vorteil des Ultramontanismus ausschlagen müßte. Und an diesem Punkte wird sichtbar, in welchem Zusammenhange die Frage nach der richtigen Abgrenzung der Staatsgewalt über die Schule mit deren sachlichen Interessen steht.

Um zwei Dinge handelt es sich: Ist es ein berechtigtes Verlangen, daß der Staat die letzte Entscheidung über die Ernennung der Lehrer und die fast ausschließliche über die der Rektoren für sich beansprucht? Und: ist es der richtige Weg, daß die Entscheidung über den Charakter der Schule — ob konfessionell oder simultan — nicht den Kommunen anheim gegeben, sondern gesetzlich festgelegt wird?

Die Begründung des Gesetzgebers für das erste Verlangen ist diese. Die Regierung beruft sich auf Artikel 24 der Verfassung und das bestehende Recht. Danach ergibt sich, daß von den vorhandenen 83 903 Schulstellen besetzt werden:

durch die Regierung allein	29 799
durch die Regierung unter Mitwirkung der Gemeinden, die diesen aus freier Entschließung eingeräumt ist	15 572
durch die Regierung auf Grund eines Vorschlagsrechtes der Gemeinden	186
durch Berufung der Gemeinden oder Patrone unter Bestätigung der Regierung	38 346

In der letzten Zahl sind die Schulstellen der meisten großen Städte inbegriffen. Einen Unterschied zwischen Rektoren- und Lehrerstellen macht das geltende Recht nicht. Diese Zahlen zeigen doch, daß der Vorwurf, die Regierung strebe eine ungebührliche Machterweiterung an, wenn sie nunmehr gleichmäßig für alle Stellen die Ernennung sich zuschreibt, unter

*) Natorps Standpunkt vollständig kennen zu lernen, ist sehr wichtig sein Aufsatz wider die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft im ersten Heft dieses Jahrgangs der Deutschen Schule: Religionsunterricht oder nicht? D H

Einräumung eines Vorschlagsrechtes an alle größeren Schulverbände*), und eines Rechtes der Anhörung an alle kleineren — unbegründet ist. Die Sache liegt so, daß diese Bestimmung einige große Gemeinden (die oben zuletzt angeführten) etwas ungünstiger, dafür aber die andern günstiger stellt. Immerhin mag man zweifeln, ob auch nur das geboten ist. Noch größere Bedenken erweckt die Neuerung, bei den Stellen der Rektoren und Hauptlehrer auch die großen Verbände auf die bloße Anhörung zu beschränken. Dieser Vorschlag ist in der Lehrerpresse dahin gedeutet worden, die Regierung beabsichtige, die Lehrer noch mehr in ihre Hand zu bekommen, um Mißliebige von der Beförderung in höhere Aemter auszuschließen. Diese Unterstellung findet ihre Begründung natürlich nur in dem parteipolitischen Standpunkt, auf dem als feststehend gilt, daß die Regierung parteiisch, die Stadtverwaltungen unparteiisch sind. Wer diesen Standpunkt nicht teilt, wer sich vor Augen stellt, wie außerordentlich einseitig die Wahlen der Stadtverordnetenversammlung in die Schuldeputationen oft betrieben werden, und wie gering das Maß der Sachkenntnis bei den von ihnen gewählten Gliedern der Schuldeputation naturgemäß häufig ist, dem wird dies Argument wenig Eindruck machen. Die Lehrer der höheren Schulen pflegen es meines Wissens nicht sowohl als einen Mangel, denn als einen Vorteil ihrer Stellung anzusehen, daß sie Staats- und nicht städtische Beamte sind. Die Motivierung, die die Regierung den betr. Gesetzesparagraphen gibt, ist eine ganz andere und mindestens sehr diskutabel. Sie sagt, es sei „angezeigt, eine bessre Laufbahn auch solchen Lehrern zu ermöglichen, welche sich in Stellen auf dem Lande besonders verdient gemacht haben". In der Tat scheint ihr Vorschlag geeignet, die Landflucht der Lehrer einigermaßen einzudämmen. Diese Landflucht ist, ohne daß man nach künstlichen Erklärungen sucht, begreiflich: alle Stände, Pastoren und Juristen und Mediziner, streben nach der Stadt. Wie die Dinge nun heute liegen, ist es nahezu ausgeschlossen, daß ein Lehrer, der etwa bis zum dreißigsten Lebensjahre auf dem Lande gewesen ist, noch in die Stadt gerufen wird. Die Städte tun das nicht, weil, je älter der Lehrer ist, desto höher auch die Leistungen an Gehalt und Pension werden. Die Folge ist, daß jeder Lehrer so früh wie möglich in die Stadt verlangt. Den Schaden davon haben die Landschulen. Es ist nur anerkennenswert, daß der Staat versuchen will, diese Aussichtslosigkeit der Lehrer auf dem Lande zu beseitigen, indem er sich einen Weg öffnet, sie auch noch in späterem Alter in angesehene Stellungen in der Stadt zu befördern. Gewiß wird hierbei ein Opfer von den großen Städten verlangt, aber ein Opfer zugunsten der Gesamtheit. Wer dies Opfer unbillig findet und die Bedenken gegen die allerdings steigende Machtbefugnis der Regierungen nicht überwinden kann, der ist verpflichtet, ein anderes Mittel zur Beseitigung des tatsächlich vorliegenden Uebels vorzuschlagen, das Erfolg verspricht. Also etwa den Ersatz jener Bestimmung durch die Festlegung, daß in leitende und höher dotierte Stellen nur Personen berufen werden dürfen, die eine Mindestzahl von Dienstjahren auf dem Lande zugebracht haben.

Die zweite Frage, die wir oben aufwarfen, kann man meines Ermessens nur noch viel entschiedener zugunsten des Entwurfs beantworten. Ja, mir scheint, daß das Verlangen, die Entscheidung über den Charakter der Stadtschulen von den wechselnden Abstimmungen der Körperschaften abhängig zu machen, sich nur daraus erklärt, daß der Blick durch den Umstand augenblicklicher liberaler Majoritäten in einigen bedeutenden Großstädten getrübt ist. Aber diese Majoritäten stehen auf sehr unsicherm Grunde; in zehn, in fünf Jahren kann sich viel ändern. Beschlüsse der einen Verwaltungsperiode binden die der folgenden in keiner Weise. Die Schule würde auf die Weise bei jeder Stadtverordnetenwahl in den Mittelpunkt der Agitation rücken, von beiden Seiten würde sie, um Agitationsmaterial zu gewinnen, fortwährend lauernd beobachtet werden; die Einen würden suchen, Beweise für die Nachteile konfessioneller Trennung, die Andern, solche für den Mangel an Rücksicht auf das konfessionelle Empfinden zu beschaffen. Wie würde das Zentrum eine so vorteilhafte Situation auszunützen wissen! Und dabei sollen die Lehrer in Ruhe und Frieden ihre Arbeit tun und die Schule gedeihen können? Nein, ich meine, wer sich einmal die Konsequenzen dieses Vorschlags überlegt hat, der muß zu der Einsicht kommen, daß eine gesetzliche Festlegung unumgänglich ist, damit die Schule dem Streit der Parteien entrückt wird. So oder so — immer noch besser, als die Schule von unberechenbaren Agitationserfolgen abhängig zu machen! Aber freilich: das Gesetz muß elastisch und weitrahmig sein. Es muß auf das Ziel verzichten, überall nur eine Schulform ins Leben zu rufen, vielmehr im Gegenteil darauf ausgehen, wo es möglich ist und die Verhältnisse groß genug sind, verschiedene Schularten nebeneinander einzurichten. Damit aber kommen wir schon zu einer weiteren Frage.

Erich Foerster

*) Mit über 25 Stellen.

Die Heimarbeitausstellung in Berlin

Menschenseele, so ganz entlaubt,
Menschenseele, die nicht mehr glaubt,
Glaube ans Schaffen!
Nicht zum Erraffen und zum Erjagen,
Nicht um blutende Wunden zu schlagen,
Um zu erbauen die bessere Welt
Dazu als Bruder den Brüdern gesellt,
Dienet der Arbeit!

So lautet eine Strophe des Prologs von Ernst von Wildenbruch, der bei der Eröffnung der Meunier-Ausstellung gesprochen wurde. Wenn man von da in die Räume jener anderen Ausstellung der Arbeit, Unter den Linden, kommt, dann erhebt sich vor einem ernst und unerbittlich die Frage, wie die Menschen, die all das, was hier zu sehen, mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und für ein Nichts, gemacht haben, noch ans Schaffen, noch an die Arbeit glauben sollen, die nicht blutende Wunden schlägt, und es entsteht in uns der brennende Wunsch, daß man ihnen doch wieder dazu helfen könnte „zu erbauen die bessere Welt", die jetzt vor ihnen versinken muß, im täglichen, eintönigen, Leib und Seele verzehrenden Einerlei ihrer Arbeit um das notdürftigste Brot. Wenn wir von Tisch zu Tisch, von Saal zu Saal wandern, wird uns immer ernster, immer trauriger zu Mut. „Wir alle, die wir die Ausstellung verstanden haben, haben ein böses Gewissen," meinte Naumann neulich in seinem Vortrag über Not und Luxus, aber auch er konnte zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß der Einzelne hier hilflos sei und daß der Weg zur Hilfe auch für die Allgemeinheit schwer zu finden sein werde. Daß er gefunden werden muß, das ist eine Forderung, die unser Denken und Fühlen immer neu stellen wird, wenn wir mit offenen Augen und blutendem Herzen durch jene Säle gegangen sind.

1

Ich möchte die Leser, die die genauen Angaben über Löhne, Arbeitszeit und dergleichen längst in den Tageszeitungen und anderwärts gelesen haben, zu einem raschen Gang durch die Ausstellung einladen, der ihnen vielleicht einen lebendigeren Begriff davon gibt, wie die oben geschilderte Stimmung entsteht, als es die ausführlichsten Zahlenreihen tun.

Gleich im ersten Saal finden wir Erzeugnisse der Konfektionsindustrie und wundern uns, daß für Gegenstände, die anscheinend die gleiche Arbeit erfordern, so verschiedene Stundenlöhne gezahlt werden. Nicht etwa nur zwischen Berlin, Breslau, Stettin und anderen Orten besteht diese große Differenz, die Löhne schwanken an ein und derselben Stelle, und wenn wir uns auch sagen, daß die Geschicklichkeit des Arbeiters hierauf natürlich großen Einfluß hat, so sind die bedeutenden Unterschiede damit doch nicht erklärt; und eben so wenig macht es die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse begreiflich, daß z. B. in Frankfurt a. M. für die Anfertigung eines ziemlich einfachen Schirms 42 Pfennig, in Königsberg für einen viel komplizierteren nur $8^1/_2$ Pfennig Stundenlohn gezahlt wird.

An demselben Tisch, über dem diese, seit dem Besuch unserer Kaiserin, der man sie vorführte, bekannten Schirme

hängen, zeigt man uns eine Bluse, die in Kassel gearbeitet ist, wo es dem Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands gelang, mit einigen Arbeitgebern einen Tarif zu vereinbaren. Sie brachte der Verfertigerin 2,25 Mk., ist bedeutend sorgfältiger genäht als andere, ähnliche Erzeugnisse der Heimarbeit, deren Ertrag freilich bis auf 65 Pfg. Stücklohn herunter geht. Man sieht, die Arbeiterin hat hier ohne allzu große Hast geschafft, was der Sache zu gut gekommen ist.

Auf demselben Tisch stehen Düten mit Erbsen aus Königsberg. Eine Frau mit drei Kindern muß vier Stunden arbeiten, um den Zentner zu verlesen, für den sie 70 Pfg. (17½ Pfennig stündlich) bekommt. Wie oft, wenn die Fingerchen wehe taten, mögen die Kinderherzen nach den Tauben geseufzt haben, die einst dem Aschenbrödel zu Hilfe gekommen sind.

Hier sehen wir auch ein paar Arbeiter, die die Photographie eines alten, baufälligen Fachwerkhauses aus der Aschaffenburger Gegend in der Hand halten. Vor dem Haus kratzen die Hühner und auf dem jetzt unbespannten Leiterwagen hat wohl vor kurzem das Grünfutter für die Kuh gelegen. Der Konfektionsarbeiter, der vielleicht hier nur gemietet hat, steht vor der Tür. „Puh, die Barracke! Wer mag da wohnen," meint der Beschauer zu seinem Kollegen und schüttelt sich mit Grauen. Der hält daneben das Bild einer Berliner Stube, deren Fenster mit Vorhängen besteckt sind, und an deren Wänden ein paar eingerahmte Photographien prangen und findet das viel schöner. Ich aber denke mir, ob in den Hof, in den das Fenster dieser Stube schaut, wohl je ein Sonnenstrahl dringt, und ob es die Kinder, die aus jener Fachwerkbarracke am Abend und des Sonntags auf die Wiese zu den Hühnern gejagt werden, nicht trotz alledem besser haben, als die, die in den Hinterhäusern und Kellern groß werden?

Am nächsten Tisch ist Wäsche ausgestellt, die zwei Arbeiterinnen nachdenklich betrachten. Die eine meinte, sie habe es gut, daß sie jetzt in den Häusern nähe, obgleich ja auch da die Damen oft handelten! Die andre, ein ruhiges, älteres Mädchen sagt uns, daß sie seit 15 Jahren bessere Wäsche näht und dabei ihr Auskommen findet, aber sie meinte, auf den den einzelnen Stücken beigegebenen Auskunftskarten sei die Arbeitszeit meist zu kurz angegeben. Wer akkurat arbeite, wie es für die guten Sachen notwendig, brauche, selbst wenn er ohne aufzusehen, ohne die kleinste Unterbrechung fortarbeite, bedeutend länger. Von andrer Seite hörten wir später das Gegenteil behaupten: die Zeiten seien, um den Eindruck zu verstärken, zu hoch gegriffen.

Auffallend ist uns die Lebhaftigkeit, mit der die beiden Frauen auf unsere Frage, wie man sich hier die Hilfe denke, antworten: „Nur kein Streik, das hilft gar nichts." Aber auf unser Wie denn? wissen auch sie keine Antwort!

Doch wir haben uns schon zu lange aufgehalten, und müssen weiter. Von den Zigarren und Zigaretten verstehen wir als Damen doch Nichts. Wie gesundheitsgefährlich und ekelhaft deren Herstellung in der Hausindustrie ist, haben wir gelesen, so halten wir uns hier nicht auf. Aber bei den künstlichen Blumen verweilen wir einen Moment, und lesen auf den Karten, daß die Löhne bis auf 4 Pfg. die Stunde herabgehen und daß die Arbeit „sehr nervenangreifend" sei. Wir spüren es förmlich, wie uns beim Umwickeln dieser feinen Drahtstiele mit grünem Papier schon nach kürzester Zeit die Fingerspitzen schmerzen würden, und hier sitzen Frauen und Kinder den ganzen Tag darüber!

So geht es weiter, von einer Industie zur andern, überall dasselbe traurige Bild! In dem Raume, in dem der Holzarbeiterverband Erzeugnisse der Spielwarenindustrie ausgestellt hat, kommt uns der ganze Jammer der Kinderarbeit zum Bewußtsein, denn hier werden Bilder lebendig, die wir selbst vor Jahren gesehen: wie sie da saßen, die müden, traurigen Kleinen und Puppenköpfe malten, mit denen andre Kinder spielen sollten. Aber hier ist ja Hoffnung auf Besserung, wenn sich erst die Wirkung des Kinderschutzgesetzes bemerkbar macht.

Sehr wichtig scheint mir, daß der Holzarbeiterverband auf den Auskunftskarten nicht nur Arbeitszeit, Stunden- und Stücklohn angiebt, sondern auch Material- und Herstellungskosten, sowie bei manchen Sachen En gros- und Ladenpreis. In welchem Verhältnis der Arbeitslohn hierzu stehe, hatten wir uns schon öfter gefragt.

Aber wir sind müde geworden und die Leser vielleicht mit uns. So verlassen wir die alte Akademie Unter den Linden, obgleich noch Viel zu sehen wäre, und überlegen uns auf dem Heimweg, was für Fragen sich uns aus dem Gesehenen ergeben, und wie weit uns die Antwort darauf deutlich geworden ist.

2

Wer die Einzelausstellungen veranstaltet, sagen uns die Angaben über den verschiedenen Tischen. Beteiligt sind die freien Gewerkschaften, die christlichen Gewerkschaften (beider Konfessionen) und die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine. Die Anregung dazu ging vom Bureau für Sozialpolitik aus, das die verschiedenen Köpfe unter einen Hut gebracht hat. Die Einzelverbände haben die Ausstellungsgegenstände meist von den Arbeitern direkt aufgekauft. Hier und da sind sie ihnen auch, der Sache zu Liebe, unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden. Stellenweise soll das Aufkaufen Schwierigkeiten gemacht haben, da der Zorn des Fabrikanten gefürchtet wurde. Speziell in der Thüringer Spielwarenindustrie fehlte eine uns bekannte Gegend ganz, was uns von einem Arbeitervertreter damit erklärt wurde, die Arbeitgeber dort seien zwar selbst meist Sozialdemokraten — das war uns auch nicht neu — hätten aber das Ausstellen doch nicht erlaubt. Hier liegt übrigens auch die Erklärung dafür, daß fast lauter Mittelware und sehr viel Schund, aber nur vereinzelt bessere Sachen zu sehen sind: die waren wohl zu teuer! Die Frage, wer diesen Schund, abgesehen vom Ausland, kauft, verdiente es wohl, einmal besonders erörtert zu werden.

Gleich die nächste Frage, die man sich stellen wird: was ist eigentlich Heimarbeit? bleibt auch für den Besucher der Ausstellung ohne klare Antwort. Einen bestimmten Begriff dafür gibt es nicht, weil in all diesen Industrien und oft auch in ein und derselben die Verhältnisse ganz verschieden liegen. „Arbeit mit fremdem Material, auf fremde Rechnung, im eignen Heim, ohne Einstellung fremder Arbeiter" hat man zu definieren versucht. Aber den Holzschnitzern z. B. oder den fränkischen Korbflechtern wird das Material nicht geliefert, in der Konfektions- und Wäschebranche ist das Garn zu stellen, anderwärts die Werkzeuge, wieder andre Industrien beschäftigen doch hier und da Hilfskräfte. Kurz, der Begriff ist so fließend, daß man daraus sieht, wie schwer es ist, den Heimarbeitern als Gesamtheit zu helfen. Es gibt kaum Etwas, was allen gemeinsam ist. Schlechte Löhne vielleicht? Nun, wenn ich mir den Stundenlohn von 30—40 Pfennigen in einen Tagesverdienst von 3—4 Mark (bei zehnstündiger Arbeitszeit) umrechne, so ist das ein ganz leidlicher Verdienst, selbst für Berlin. Wenn ich mir weiter überlege, daß man auf dem Land mit 20 Pfennigen ungefähr ebenso weit kommt, wie in der Stadt mit 40, so habe ich wieder einen andren Gesichtspunkt; wenn ich endlich daran denke, daß man mit 80—90 Pfennigen täglich in Stadt oder Land sein Leben fristen soll, dann wundere ich mich fast, daß nicht mehr Menschen buchstäblich verhungern.

Dann wieder soll die Arbeit hier der ganzen Familie den Lebensunterhalt schaffen, dort ist sie nur Zuverdienst der Frau oder der erwachsenen Tochter, gar nicht zu reden von den Fällen, die auch wohl kaum ausgestellt sind, wo es sich nur darum handelt, ein Taschengeld zu gewinnen. Wie sittlich verwerflich diese Konkurrenz ist, machen sich die, die sie treiben, wohl selten klar; aber diese Unüberlegtheit müssen wir, wo wir können, bekämpfen. Wenn übrigens von einer Seite behauptet wird, die Konkurrenz besser gestellter Frauen sei es vor allem, die die Löhne in der Konfektions- und Wäscheindustrie drücke, so sagen Andere mit derselben Sicherheit, es seien die Arbeiterinnen selbst, die sich in törichtester Weise unterböten.

Und die Wege zur Hilfe? Eines ist wohl sicher, daß, wenn irgend wo, hier nicht Alles über einen Leisten geschlagen werden kann, sondern daß — um es einmal so auszudrücken — individualisiert werden muß. Damit ist gesagt, daß Staatshilfe

nur in sehr beschränktem Maß möglich ist. Wird man dann mit Selbsthilfe vielleicht weiter kommen? Dazu werden, scheint mir, diese armen, abgetriebenen, athemlosen Geschöpfe, die in der Hausindustrie schaffen, schon rein physisch größtenteils nicht im Stande sein. So wird nur ein Zusammengehen aller Teile mit der Zeit vielleicht Erfolg haben können. Alle, die in sozialer Arbeit stehen, müssen über die ihnen bekannten Verhältnisse nachdenken und für diese Vorschläge machen.

Ziemlich von allen Seiten wird heute Ausdehnung der Versicherungspflicht auf die Heimarbeiter verlangt, und das ist vielleicht die einzige Maßregel, die für alle Industrien in Betracht käme. Freilich wäre wohl, um sie zu ermöglichen, der unter anderm vom Gewerkverein der Heimarbeiterinnen geforderte Registrierzwang notwendig, und gleich hier schon sehen wir, daß es ohne Härte nicht abgehen kann, denn nicht nur die Konkurrenz besser gestellter, auch die Arbeit vieler verschämter Armen wäre damit erschwert. Immerhin scheinen mir die Vorteile zu überwiegen.

Aus denselben Kreisen kommt der Vorschlag gesetzmäßig festgelegter Minimaltarife, die innerhalb bestimmter Fristen von Arbeitgebern und -Nehmern neu festzulegen wären, ähnlich wie sich dies ja im Buchdruckergewerbe und anderwärts schon bewährt hat. Die tarifmäßig hergestellte Ware müßte deutlich erkennbar bezeichnet sein, und es gälte, das Publikum dafür zu gewinnen, prinzipiell nur solche zu kaufen.

Die Forderung einiger sozialdemokratischer Gewerkschaften auf gänzliches Verbot jeder Heimarbeit ist wohl nicht nur aussichtslos, sondern auch falsch. Ihre energische Einschränkung aber wäre auf fast allen Gebieten sehr erwünscht. Organisation der Heimarbeiter aller Industriezweige jedoch scheint mir, so schwierig sie schon aus dem Grunde ist, daß es den Leuten nur unter den größten Opfern möglich sein wird auch nur einen geringen, regelmäßigen Beitrag zu zahlen, eine conditio sine qua non jeder Art der Hilfe.

3

Doch darüber mögen Sachverständige sich den Kopf zerbrechen. Für uns persönlich und für die meisten Leser ist die Frage wichtiger, was der Einzelne tun kann, wenn er auch fast machtlos ist. Und da steht voran die Pflicht der Aufklärung. Es ist ganz unglaublich, wie wenig das große Publikum überhaupt von der Existenz der Heimarbeit, geschweige denn von den hier herrschenden Verhältnissen weiß. „Heimarbeit? Was ist denn das?, wird man nicht einmal, sondern fortwährend gefragt, und wenn ich auch vorhin behauptete, es sei ein fließender Begriff, so ist er das doch nur, weil man sich zu Viel, nicht weil man sich Nichts dabei denken kann.

Und daß in einem größeren Damenkreis, nachdem ein paar Mal von diesen Dingen die Rede gewesen und die Eindrücke der Ausstellung verglichen worden waren, der Seufzer laut werden konnte: „Ach, es ist greulich mit all der Wohltätigkeit, es wird einem ganz übel davon," und zwar von einer gebildeten, vornehmen Dame, die nur dem Worte verlieh, was auf den andern Gesichtern deutlich zu lesen war, das ist eine Schande für die gebildete Frau, und hier haben wir, die wirs besser wissen, alle Schuld. Wir müssen davon reden, und womöglich so davon reden, daß die Menschen interessiert werden, daß das Mitleid, oder besser noch das Verantwortungsgefühl geweckt werde, aber meinethalben auch, wo das nicht möglich ist, die Angst vor den gesundheitlichen Gefahren, denen man mit den Seinen durch diese Zustände ausgesetzt ist. Denn nur wenn alle Kreise unsres Volkes aufgerüttelt sind, kann es anders werden.

Aber wir, denen das Elend heiß auf der Seele brennt, denen das Herz weh tut, daß wir so gar nicht helfen können, wir wollen uns dessen getrösten: „Er, der Alles versteht, er verstehts", wie es Wildenbruch in dem zu Anfang genannten Lied ausdrückt. Er versteht die Not und ihn jammert ihrer, so lange die Welt steht. Und wenn sie gar zu groß wurde, sandte er Menschen, die den Kampf mit ihr gewachsen waren und die den Schwachen vorwärts halfen. Er wird sich auch unser erbarmen.

Helene von Dungern

Verschiedenes

Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing von Lic. Dr. Gottwalt Karo. (Preisschrift der Karl Schwarz-Stiftung.) Berlin, Schwetschke u. Sohn 1905. 116 S. 3 Mk.

Die Theologie Semlers von Lic. Dr. Heinrich Hoffmann (Habilitationsschrift.) Leipzig, Dieterich 1905. 128 S. 2,40 Mk.

Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing von Lic. Paul Gastrow. (Preisschrift der Karl Schwarz-Stiftung.) Gießen, Töpelmann 1905. 372 S. 9 Mk.

Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie von Lic. Leopold Zscharnack. Gießen, Töpelmann 1905. 388 S. 10 Mk.

Karo zeigt in kurzen, knappen Zügen Semlers Standpunkt auf den verschiedenen Gebieten der Theologie: seine Dogmatik beruht auf der Trennung von Religion und Theologie; in die Textkritik brachte er Methode durch Scheidung zweier Grundtypen; zur höheren Kritik leitet er an durch die Einschränkung des Inspirationsbegriffes auf die wahrhaft religiösen Bestandteile der Schrift; in der Erforschung des Urchristentumes hat er Baur vorgearbeitet, indem er eine heidenchristliche und eine „judenzende" Partei erkannte; in der Kirchen- und Dogmengeschichtsschreibung endlich brach er der Unparteilichkeit die Bahn. Karo stellt die Fortschritte Semlers zusammen, er weist aber auch auf alles Unentwickelte, Widerspruchsvolle hin. Lessing sticht durch seine Klarheit ab; Semler bewege sich in Unbestimmtheit und einer trüben Atmosphäre nur halb durchgedachter Gedanken, die gepaart mit Zaghaftigkeit ihn in unlösbare Widersprüche geraten ließ, wie sich besonders in seinem Kampf gegen die Naturalisten zeige.

Hoffmann beschränkt sich darauf, das Zentrum von Semlers Theologie darzustellen, seine Scheidung von Religion und Theologie: jede Ausprägung religiöser Vorstellungen ist notwendig durch Zeit und Ort bedingt; die eigentliche Religion ist unabhängig von diesen ewig wechselnden Vorstellungen; dabei kann kein Geschlecht sich von „lokalen" Vorstellungen frei halten. Es entwickelt sich hier vor uns ein großes relativistisches System, das für die Religionspsychologie von zentraler, aber auch für alle einzelnen theologischen Disziplinen von so einschneidender Bedeutung ist, daß Semlers Fortschritte in den Einzelwissenschaften sich fast sämtlich aus seinem Grundprinzip ableiten lassen. Mir trat dabei immer der Gedanke vor Augen, wie wertvoll es für das Verständnis der Geschichte ist, wenn sie von einseitigen Individuen ihrer Einseitigkeit gemäß betrachtet wird. — Ein besonderer Vorzug der Schrift Hoffmanns besteht darin, daß sie, wenigstens kurz, auf die außertheologischen Einflüsse, die zur Zeit Semlers wirksam waren, hinweist.

Während Hoffmann und Karo in ihre fließend geschriebenen Ausführungen meist nur kurze, zu klarer Gedankenfolge aneinander gereihte Zitate aus Semler einflechten, bietet Gastrow große, oft seitenlange, sorgfältig ausgewählte Abschnitte und Auszüge aus Semlers Schriften. Dadurch bekommt der Leser einen Eindruck von Semlers weitschweifiger und wenig systematischer Arbeitsweise. Auch nach dem Inhalt ist Gastrows Werk darauf berechnet, daß wir den ganzen Menschen Semler kennen lernen: wer die vorausgeschickten Auszüge aus Semlers (auch kulturhistorisch interessanter) Selbstbiographie gelesen hat, kennt die Grundfaktoren, aus denen Semlers Lebensarbeit hervorwuchs, seine erquickend naive, kindlich lautere und nicht etwa moralistische Frömmigkeit und seinen Drang nach selbstständigem Wissen; wer sich in die religiösen Kämpfe, die er unter dem Drucke pietistischer Engherzigkeit auszustehen hatte, versenkt hat, versteht, daß Semlers Frömmigkeit durch die Kenntnis vom Wechsel der religiösen Formen reich geworden war. Wenn engherzige Kirchlichkeit oder anmaßender Naturalismus eine Form des religiösen Denkens als die allein richtige allen Menschen aufdrängen wollte, so wandte sich Semler nicht aus Halbheit dagegen, sondern aus wahrhaft religiösen Gründen, um eines vertieften Glaubensbegriffes willen, von dem auch wir noch lernen können. Noch nachdrücklicher als Hoffmann zeigt Gastrow, daß die Trennung von Religion und Theologie eine mutige, folgenschwere Geistestat war, die auf einer klar durchdachten Erkenntnistheorie und auf empirischer Betrachtung der Frömmigkeit beruht und durch die Semler unserem Zeitalter näher steht als Lessing, dessen metaphysischer Dogmatismus mehr auf die spekulative Theologie des Hegelianismus hinweist. Nachdem Gastrow die kritisch-wissenschaftlichen Leistungen Semlers besprochen hat, geht er in der zweiten Hälfte Semlers Stellung zu den kirchlich praktischen Fragen nach und weist hier eine Reihe Aeußerungen auf, „welche in ihrer kräftigen Ehrlichkeit und frischen Unverzagtheit dem Baumgarten des zwanzigsten Jahrhunders eine helle Freude bereiten dürften," auch Viele, die gerade in der Zeit der Popularisierungsversuche moderner Theologie und im Kampf um geistige Freiheit und kirchliche Gebundenheit zu denken geben können. Dabei müssen freilich Semlers territorialistische Ideen mit ihrer Bevormundung der Kirche durch den Staat zurückgedrängt werden.

Während diese drei Schriften nur nebenbei Lessings Theologie heranziehen, hat Zscharnack Lessings und Semlers Lebenswerk in gleicher Ausführlichkeit nebeneinander gestellt. Die beiden Zeitgenossen bieten manchen interessanten Vergleich. „Beider Ziel war dasselbe", nur will Semler mehr „die Religion selber erlösen von aufgebürdeten Hindernissen, während Lessing mehr dem gesunden Menschenverstand als der christlichen Religion Freiheit bringen will", doch will auch er dem Christentum dienen. In fließender Darstellung, hinter der die

Zitate ganz zurücktreten, führt er beide Männer nach ihrer ganzen religiösen Persönlichkeit und wissenschaftlichen Bedeutung vor Augen: er vergleicht eingehend ihre Jugendeindrücke, ihre Bedeutung für die Bibelkritik, die Kirchengeschichte und die Dogmatik und erzählt schließlich Semlers Streitigkeiten mit den Naturalisten. In der Darstellung ihrer dogmatischen Ansichten entwirft er ein glänzendes Bild von Lessing. Es wird dem zu strahlend erscheinen, der in Lessing einen dem Christentum uninteressiert oder gar feindlich gegenüberstehenden Wahrheitssucher sieht.*) Meinem Empfinden nach überstrahlt es auch zu sehr das Bild Semlers. Es läßt Semlers Mängel wohl erkennen, aber zu wenig den Punkt, in dem Lessing gegen Semler zurücksteht: Semler untersuchte das Wesen der Religion tiefer. Gleichwohl ist das von Zscharnack gezeichnete Bild Semlers ebensowie das der drei anderen Monographien recht geeignet, Liebe zu der vielfach verfehmten Entstehungszeit des Rationalismus zu wecken, der Zeit, in der die Grundprobleme der heutigen Theologie aufgerollt wurden, und der selbst der wenig kritisch gerichtete Teil der heutigen Theologie recht viel verdankt.**) Rudolf Schubring

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Leipzig, B. G. Teubner 1906. 405 S. 4,80, gebunden 5,60 Mk.

Wilhelm Dilthey hat Altes und Neues, unsern Lesern sicher zu allermeist Unbekanntes, in einen Band zusammengefaßt: historisch-psychologische Untersuchungen über das dichterische Schaffen von Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin. Er verfolgt dabei seinen Lieblingsgedanken, der historischen Wissenschaft eine praktische Grundlage in der Analyse typischer Menschheitsgebilde zu geben. Hier wird uns der Typus des phantasiemäßigen Schaffens mit einer Gründlichkeit und Tiefe der Einsicht dargestellt, wie es nur wahre Kongenialität zu leisten vermag. Dilthey löst selber die von ihm gestellte Aufgabe, „ohne jede Einmischung erklärender Hypothesen die deskriptive Methode anzuwenden," welche nur die wirklichen Beziehungen psychischer Tatsachen aufweist und bei allen Problemen allein ihre psychologische Tragweite, nicht aber ihren metaphysischen Gehalt verfolgt. Gegen diese Methode mit ihrer Unmöglichkeit, zu einer einheitlichen, geschlossenen Weltansicht in der Form eines systematischen Gedankenzusammenhanges zu führen, ließen sich berechtigte Einsprüche erheben. Fruchtbarer aber ist sie in der Praxis als jedes hypothetische Deutungsverfahren, zumal wenn wie in diesen Vorträgen die Schätze einer reichen Lebenserfahrung ausgebreitet und wenn beständig analoge Typen zur Charakteristik herangezogen werden. Um Goethes Künstlernatur in ihrer ganzen nicht allgemein giltigen Eigenart verständlich zu machen, wird ihr das innere Schaffen eines Dickens, Shakespeare, Rousseau, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Voltaire und Cervantes gegenübergestellt; bei der Besprechung von Novalis treten seine romantischen Freunde, Tieck, die beiden Schlegel, Schleiermacher, Schelling, und selbst Fichte und Schiller, in ihrem psychologischen Kern erfaßt, dem einen Dichter zur Seite. Ueberall fesselt die Darstellung durch eine köstliche Frische und Lebendigkeit; und namentlich ist der Aufsatz über Lessing, der dazu noch eine Reihe theologischer Fragen berührt, mit dem Schwung und der Kraft eines jugendlichen Stürmers geschrieben.***) Joh F Hahn

Kleine Mitteilungen. Zu dem Artikel von Lachenmann: inzwischen hat der Papst ein Konsistorium abgehalten, in dem er das französische Trennungsgesetz noch schärfer verurteilt. . .

Für die Passionszeit ist erschienen: Passionsbüchlein. Ordnung für Passionsgottesdienste nach den vier Evangelien. Von D. Klingender, Studiendirektor. Kassel, Friedrich Lometsch. Vier Abteilungen je 12, bei Mehrbezug 20 Pfg. — Ferner: Passionale. Liturgische Formulare mit Sprüchen, Liedern und Gebeten. Auf Schoeberleinscher Grundlage. Von Chr. Drömann, Pastor in Waake. Hannover, Erich Wendebourg. 1,25 Mk., gebunden 1,75. Ausgabe für Gemeindeglieder 15 Pfg., in Mengen billiger.

---

*) Was doch eine große Verkennung wäre. Man vergleiche auch die nachfolgende Arbeit von Dilthey. R

**) Sehr zeitgemäß und erfreulich ist das inzwischen angekündigte Unternehmen: Studien zur Geschichte des neuen Protestantismus, herausgegeben von Lic. Dr. Heinrich Hoffmann, Privatdozenten an der Universität Leipzig, und Lic. Leopold Zscharnack in Berlin (NW Lübeckerstraße 15). Die ersten Hefte der Sammlung werden enthalten: Die Ausbreitung des Rationalismus in Deutschland, Kirchenlied und Gesangbuch des Rationalismus, Rationalistische Liedertexte, Alles von Zscharnack und: Spalding, Herder, Schleiermacher, ein theologischer Querschnitt für die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, von Lic. Horst Stephan in Leipzig. Diese Studien erscheinen bei Alfred Töpelmann in Gießen. R

***) Der Aufsatz über Lessing, 1867 in den Preußischen Jahrbüchern erschienen, nun stark erweitert, ist und bleibt bedeutend. Eine Kleinigkeit sei doch moniert. Dilthey zitiert das wichtige Wort an Elise Reimarus 16. 12. 1778: „Endlich lassen sich die großen Wespen doch auch aus dem Loche sterlen", indem er statt dieser schon von der Hempelschen Ausgabe geretteten richtigen Fassung die frühere falsche bevorzugt: „aus dem Loche schrecken". Sterlen ist ein in Lessings Heimat noch heute geläufiger Ausdruck; man sterlt, indem man mit einer langen Stange in ein Loch stößt und darin herumrührt. Der Ausdruck ist überaus bezeichnend für das, was Lessing mit den Fragmenten und zumal mit dem letzten wollte: die modernen Theologen seiner Zeit aus ihrer Sattheit und Reserve heraus stören. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 8. März 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Das ethische Problem in Hilligenlei (Pastor Eger).

Gießen. Dienstag 6. März 8½ Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Die Weltanschauung Carlyles, ihr innerer Zusammenhang und ihre Grenzen (Oberl. Dr. Klein).

Hamburg. Montag 12. März 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen, Klostertor 7: Die Kreuzigungsgeschichte Jesu (Karfreitagsgeschichte). Pastor Petersen-Ottensen.

Stuttgart. Montag 12. März 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophet Jeremias (Stadtpfarrer Lamparter-Gmünd).

Der Herr hat meine herzensgute **Frau** *samt ihrem* **Kindlein** *heimgerufen.*

Hötensleben, den 21. Februar 1906

In tiefster Trauer
Haeselich, Pastor

Gottes Güte schenkte uns gestern zu unserem Pärchen einen kräftigen

Jungen.

Eisenberg S. A. 23. Februar 1906

Pastor **Adolf Ranft** und Frau **Margarete** geb. **Oettel**

Heute wurde uns ein kräftiger Stammhalter geboren.

Oberursel-Hohe Mark, den 24. Februar 1906

Oberarzt Dr. **F. Mörchen** und Frau **Anna** geb. **Thum**

Mädchen

aus **Böhmen,** tschechisch, 17 Jahre alt, mit Bürgerschule, bittet ohne auf Lohn zu reflektieren um **Dienststelle** in einem **Pfarrhaus,** um Deutsch zu erlernen. Angebote unter **B. K.** an den Verlag erbeten.

Cand. theol.

mit mehrjähriger Erfahrung als Erzieher sucht vom 1. April bis 1. Oktober **Hauslehrerstelle** oder sonstige Stellung, die Zeit zum Arbeiten läßt. Anfragen unter **H. S.** durch die Exp. erbeten.

Adoption

Ich suche für ein gut situiertes Ehepaar (höheren Beamten) ein **gesundes Mädchen** nicht unter einem Jahr zur evtl. Adoption. Für die Zukunft des Kindes wird in jeder Hinsicht aufs beste gesorgt werden.

Pastor **Nicolassen**
Hamburg 17 Harvestehude

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Besetzung einer Oberpfarrstelle

An der unter unserem Patronat stehenden **St. Gotthardt-Kirche** hierselbst wird die Stelle des Oberpfarrers durch Versetzung des bisherigen Inhabers voraussichtlich zum 1. April d. Js. frei.

Die Stelle gehört zu Klasse II des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung (10 heizbare Räume nebst Zubehör und Garten) ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf schleunigst, spätestens bis zum 5. März d. Js., bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 10. Februar 1906.

Der Magistrat

Konfirmations-Gedenkblatt
mit
Eindruck der jedesmaligen Kirche
in Farbendruck und mit 50 verschiedenen Sprüchen.
Probeblatt mit Spruch- und Preisverzeichnis umsonst und portofrei

Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Dessau

Florenz

Deutsches Evangelisches Hospiz (Reinertrag zu Gunsten des deutschen Lehrerinnenheims und der Krankenpflege), **Via de Serragli 130 A** (Leiterin Frl. Fuchs). Ruhige, sonnige Lage. Trinkgelder abgelöst. Pension 5—6 Lire täglich.

Konfirmationsscheine in zwei Farben gedruckt mit 22 verschiedenen Bildern und 300 verschiedenen Sprüchen und Liederversen. 3 Serien à 100 Stück. 30 St. 1 M., 100 St. 3 M.

Gedenkblatt, Kleines, zur Erinnerung an den Tag der Konfirmation mit schöner Rankeneinfassung in mehrfarbigem Druck. 25 verschiedene Sprüche (oder freiem Raum zum Einschreiben). Einzeln 10 Pf.; 25 Ex. 2 M.; 50 Ex. 3,50 M.; 100 Ex. 6 M. — **Je 1 Probeschein gratis.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Ed. Mörike

„Du bist Orplid, mein Land!“

Gedichte und Erzählungen

in Auswahl herausgegeben von Will Vesper. Wenn es untunlich ist, an dieser Stelle noch Allgemeines über Mörike zu sagen, so sei mit um so mehr Nachdruck speziell auf diese soeben bei Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf, erschienene 1.80 Mk.-Ausgabe seiner Hauptwerke hingewiesen. Der mit vornehmer Sorgfalt ausgestattete, ausserordentlich starke (19 Bogen!) Band enthält die reifsten Gedichte und Lieder Mörikes, ferner seine epischen Dichtungen „Idylle vom Bodensee“ [III—VI] — „Märchen vom sichern Mann“ — „Der alte Turmhahn“ — und endlich die beiden Perlen seiner Prosa: „Mozart auf der Reise nach Prag“ — „Die Historie von der schönen Lau“ — letztere mit den herrlichen Zeichnungen M. von Schwinds. Preise: Vornehm kartoniert nur 1.80 Mk. In Leinen gebunden mit Goldschnitt 3 Mk. In den Buchhandlungen gerne zur Ansicht.

Mk. 1.80

Hoffmann, Fastenpredigten

Neue Ausgabe, 60 Pfg.

... was er gibt, ist wirklich geeignet, eine gebildete Gemeinde zu befriedigen.

Leonhardi, Passionspredigten

2. Auflage. 2.—, geb. 3.— Mk.

Die vorliegende Sammlung enthält 24 Predigten (15 Passionspredigten und 8 Karfreitagspredigten), deren Texte eine fortlaufende Behandlung der Leidensgeschichte bieten.

C. Ludwig Ungelenk
Verlagsbuchhandlung Dresden-A.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann
Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und **Else Lohmann** staatl. gepr. Lehrerin.

Dampfmolkerei Emlichheim i. Hann.

9 Pfd. feinste Molkereibutter franko Haus Mk. 11.40

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 7. Zur Friedhofsfrage (Erster Teil) — Die Besoldungs-, Ruhegehalts- und Witwenpensionsverhältnisse der evangelischen Geistlichen — Ueber die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit — Aus Preußen: Der Schulgesetzentwurf; Kircheninspektorat in Breslau — Mancherlei

Nr. 8. Zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares — Zur Friedhofsfrage — Aus Preußen: Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen; Kirchennamen; Protest gegen Presbyterwahl; Zum Schulgesetz; Ueber die theologische Schule in Bethel; Aus Westpreußen; Aus Rheinland — Mancherlei

Für das Herzogl. **Ernst-Albert-Seminar** wird auf Ostern d. J. ein **Cand. min.**, der schon Erfahrung im Unterricht hat, als wissenschaftlicher **Hilfslehrer** (Religion, Geschichte, Deutsch) gesucht. Gehalt: 1800 Mk. Bevorzugt werden Bewerber, welche die Prüfung für das höhere Schulamt abgelegt haben, bezw. noch ablegen wollen; nach Bestehen dieser Prüfung wird bei guter Bewährung baldige feste Anstellung als Oberlehrer in Aussicht gestellt (Gehaltsskala gleich der aller hiesigen höheren Schulen: 2600—5200 Mk.). Meldungen mit Zeugnissen baldigst an den unterzeichneten Direktor.

Coburg, d. 20. Februar 1906

Schulrat Dr. **Staude**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden

Herausgeber: **H. Weinel** a. o. Prof. der Theologie in Jena

Religion und Kunst. Von **Ernst Linde**, Lehrer in Gotha 1905. 36 S. M. —.50.

Aufruf für die armenischen Waisenhäuser der Deutschen Orient Mission

Unser armenisches Waisenwerk bedarf dringend einer größeren Hilfeleistung.

Seit wir vor neun Jahren die deutsche evangelische Christenheit aufriefen, um die Not des armenischen Volkes zu lindern und seine Witwen und Waisen zu versorgen, hat die Barmherzigkeit Christi in Armenien ein großes Werk getan. Waisenhäuser, Kliniken, Industriestätten sind begründet worden, um ein aus tausend Wunden blutendes Volk vom Tode erretten zu helfen.

Wir sind von Herzen dankbar gewesen für die großen Gaben die uns Jahr aus Jahr ein, insbesondere von den Pflegeeltern unserer Kinder, zuflossen. Aber unsere Mittel haben nicht ausgereicht, um das angefangene Werk so weiter zu führen, wie es die Not und die Liebe gebietet.

Im vergangenen Jahr sind unsere Einnahmen hinter unserm Voranschlag um 20000 Mark zurückgeblieben, während unsere Ausgaben infolge andauernder Teuerung und Heuschreckenplage unsern Voranschlag um 30000 Mark überschritten haben. Wir müssen also mit einem Defizit von 50000 Mark rechnen, welches wir durch laufende Einnahmen nicht decken können. Darum bitten wir alle Freunde des armenischen Hilfswerks uns zu Deckung unseres Defizits

eine einmalige außerordentliche Gabe

zukommen zu lassen.

Wir bitten dieselbe mit der Bezeichnung „zur Deckung des Defizits“ zu senden an die Kasse der Deutschen Orient Mission, Groß-lichterfelde, Ringstraße 50.

Der Vorstand der Deutschen Orient Mission

Graf **A. v. Bernstorff** Vorsitzender — Oberkonsistorialrat D. **Keßler** Stellv. Vorsitzender

Dr. **Lepsius** Direktor — Pastor **M. Wilde** Inspektor — Professor **Meinhof** Schatzmeister

Das Evangel. Pädagogium in Herchen a. Sieg

(Realschule Sexta bis Obertertia mit Nebenkursen in Latein)

ist als Zweiganstalt des Pädagogiums in Godesberg 1901 eingerichtet worden, um neben der großen Godesberger Anstalt (450 Schüler in 26 Klassen) dauernd die Vorteile einer kleinen Anstalt zu bieten. Außerdem konnte hier mehr Wald, (12 Morgen) Wiese und Gartenland erworben werden, das steht den Zöglingen für ihre ländlichen Beschäftigungen und ihre Spiele zur Verfügung; die Luft ist kräftige Höhenluft. So kann sich hier unter der Obhut verständiger Erzieher frisches Jugendleben ungehindert durch städtische Einschränkungen entfalten. Die Anstaltshäuser bieten warmes christliches Familienleben und stetige Anleitung bei den häuslichen Schularbeiten, außerdem besondere Pflege der körperlichen Entwickelung durch reichliche turnerische Uebungen, reizlose Kost. Ein geborener Franzose ist als Lehrer in französischer Konversation angestellt, wie überhaupt die neueren Sprachen hier sehr gepflegt werden.

Rektor **O. Kühne** Godesberg — Rektor **L. Lindemann** Herchen a/Sieg

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim, Bergstr.

Zu Ostern finden noch einige **junge Mädchen** zur gründlichen Erlernung in Küche, Haushalt und Handarbeit freundliche Aufnahme. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen und Musik.

Beste Referenzen. Näheres und Prospekt durch

die Vorsteherin.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Die Leidensgeschichte Jesu Christi. Zwölf Passionspredigten

von **D. H. Martensen.** Dritte und vierte (Doppel-)Auflage. M. 2.40, fein geb. M. 3.—.

Martensens Passionspredigten „— sind einstimmig von der Kritik als hochbedeutsam anerkannt; ich selbst kenne sie seit Jahren und vertiefe mich alljährlich mit neuer Freude und innerem Gewinn in die feinsinnigen Ausführungen der 12 Predigten, die es meisterhaft verstehen, die ganze Passionsgeschichte des Herrn in die Erklärung hineinzuziehen und das gesamte Christenleben in das Licht des Kreuzes Christi zu stellen —.“ [P. Josephson im Theol. Lit.-Bericht.]

Kann von jeder besseren Buchhandlung sofort auch zur Ansicht beschafft werden

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu 3 Beilagen von der Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos, Stuttgart, der Verlagsbuchhandlung August Scherl, Berlin (Der Tag) und Herrn Dr. med. Winsch, Halensee